

Unter Wallisern: Oskar Freysinger erklärt Sepp Blatter

Nummer 25 – 19. Juni 2014 – 82. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Kosovo: Der 27. Kanton der Schweiz

Sie entwickeln unseren Fussball, wir ihr Land.

Von Markus Schär

Der neue Terror im Irak

Unterwegs mit Isis-Kämpfern. Von Kurt Pelda und Bruno Schirra



ZENITH
SWISS WATCH MANUFACTURE
SINCE 1865

**EL PRIMERO
CHRONOMASTER 1969**

F O L L O W Y O U R O W N S T A R

WIR VERSTEHEN MENSCH, WASSER UND WÄRME.



Fussbodenheizungen sanieren statt ersetzen.

Nach einer Betriebszeit von 25 Jahren empfiehlt sich eine Zustandsanalyse Ihrer Fussbodenheizung. Aus folgendem Grund: Zwischen 1970 und Anfang der 1990-er Jahre wurden einfache Kunststoffrohre verbaut. Diese werden mit der Zeit spröde, es bilden sich Risse und sie werden sauerstoffdurchlässig. Durch die daraus entstehende Korrosion bilden sich Ablagerungen, welche die Heizleistung senken. Eine rechtzeitige Sanierung mit dem HAT-System verhindert eine teure und langwierige Totalsanierung und steigert zudem wieder die Effizienz Ihrer Fussbodenheizung. Mittels Sandstrahlverfahren werden dabei die Rohrrinnenwände zuerst gereinigt. Anschliessend wird das Beschichtungsmaterial durch das Rohrsystem geblasen und bildet so nach der Austrocknungszeit ein neues Rohr im Rohr.

Bitte nicht spülen

Im Gegensatz zu Spülungen, die lediglich einen Teil der Verschmutzung beseitigen, nicht aber die Versprödung, macht das HAT-System Leitungen wieder fit für weitere Jahrzehnte im Einsatz. Mit dem HAT-System beschichtete Rohre sind sauerstoffdicht nach DIN 4726 und somit wieder neuwertig. Und: Die Baustelle im Schlafzimmer wird verhindert.



Trinkwasserleitungen ohne Epoxidharz sanieren.

Auch an Trinkwasserleitungen nagt der Zahn der Zeit. Stahlrohre leiden unter Rost, in Kupferleitungen kann sich Lochfrass bilden, Kunststoffrohre werden spröde. Dies führt jährlich zu zahlreichen Leitungsbrüchen. Solche Ereignisse sind für Hausbesitzer und Mieter ärgerlich und mit viel Aufwand und Kosten verbunden. Auch ANROSAN arbeitet nach dem bewährten Prinzip der Rohrensanierung. Die Naef GROUP setzt dabei auf ein rein natürliches Gemisch aus Zement, Quarzsand und Wasser und kommt gänzlich ohne den Einsatz von Epoxidharz aus.

Erstes zertifiziertes Verfahren

ANROSAN ist das erste System der Schweiz, welches nachweislich alle vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) und den kantonalen Laboratorien auferlegten Prüfrichtlinien einhält und zusätzlich nach DIN-Certco zertifiziert ist. Die Zementmischung bietet, im Gegensatz zu anderen Beschichtungsmaterialien wie etwa Epoxidharz, Keimen keinen Nährboden. Die Zementbeschichtung von Rohrleitungen ist seit mehr als 70 Jahren in den Leitungen öffentlicher Trinkwasserversorgungen bekannt und bewährt. ANROSAN ist das erste Verfahren weltweit, welches sich nahtlos auf wechselnde Rohrmaterialien anwenden lässt.



Macht jeden Boden zur Heizung.

Alte Radiatorsysteme weisen Defizite bei der Wärmeverteilung im Raum auf. Sie fressen eine grosse Menge an Energie und sind kosteneffizient. Die Fussbodenheizung ist eine angenehme und energetisch effiziente Alternative. Die Naef GROUP bietet mit dem JK-System eine revolutionäre Methode zur nachträglichen Installation von Fussbodenheizungen. In den rohen Unterlagsboden wird mit einer patentierten Fräsmaschine völlig staubfrei ein Rillenmuster eingefräst. In diese Vertiefungen passen die Spezialisten der Naef GROUP die Heizungsrohre ein.

Anwendbar auf alle Unterlagsböden

Die Methode lässt sich bei 99% aller Unterlagsböden anwenden. Dank der innovativen Frästechnik ist eine zusätzliche Aufbauschicht oder das Entfernen des Unterlagsbodens nicht notwendig und die Raumhöhe bleibt unverändert. Mit dem JK-System installierte Fussbodenheizungen bringen weitere Vorteile: Die Heizungsrohre liegen direkt unter dem Bodenbelag, wodurch sich die Temperatur schneller und genauer regulieren lässt als bei herkömmlichen Heizungen. Die im Vergleich zu anderen Heizsystemen geringere Vorlauftemperatur von lediglich 30° bis 40° Grad senkt zudem den Energieverbrauch.

KONTAKTIEREN SIE UNS JETZT FÜR EIN
UNVERBINDLICHES BERATUNGSGESPRÄCH.
GRATIS-HOTLINE: 0800 48 00 48
www.naef-group.com

 **Naef**
GROUP

Intern

In Windeseile sind die Glaubensterroristen des Isis (Islamischer Staat im Irak und in Syrien) in den Nordirak vorgestossen. Reporter Bruno Schirra ist in die Konfliktzone gereist. Begleitet von seinem Freund Tarik, einem sunnitischen Kurden, fuhr er via Bagdad nach Tikrit. Was er in der Heimatstadt Saddam Husseins nach dem Sturm der blutrünstigen Fanatiker zu sehen bekam, lässt sich nur schwer in Worte fassen. «Wir schauen uns hier das Böse an», warnte Tarik. «Pass auf, dass es dich nicht vergiftet.» *Weltwoche*-Mitarbeiter Kurt Pelda, soeben aus Syrien zurück, hat dort Bekanntschaft mit den Gotteskrieger gemacht. In der al-Qaida habe das Vorgehen des Isis zu einem Bruderzwist geführt, schreibt er in seiner Analyse. **Seite 36, 38**

Dass im Krieg Würde und Noblesse nicht automatisch verlorengehen, dafür sind die Gurkhas ein lebendiger Beweis. Die nepalesische Elite-



Gefürchtete Krieger: Fotografarin Schlacher.

truppe, seit 200 Jahren im Dienst der britischen Krone, wird gefürchtet wie verehrt. Die österreichische Fotografarin Alex Schlacher hat zweieinhalb Jahre mit den Gurkhas gelebt, der *Weltwoche* gewährt sie eine exklusive Kostprobe ihrer fotografischen Arbeit. «Ich will das menschliche Gesicht hinter dem Mythos der gefürchteten Krieger abbilden», sagt Schlacher. Ihr Buch «Arc of the Gurkha», versehen mit einem Vorwort von Prince Charles, ist ein Dokument von einzigartiger Präzision und Intimität. Es kommt im Dezember in den Handel. **Seite 46**

Valon Behrami, dem Wolf mit dem Kämpferherz, gehört mindestens das halbe Siegestor

beim ersten WM-Spiel der Schweizer Nationalmannschaft an den Fussballweltmeisterschaften in Brasilien. Der Napoli-Söldner ist einer von mehreren Schweizer Spielern mit Wurzeln im Kosovo. 200 000 Kosovaren leben in der Schweiz. Während die ältere Generation noch von der Rückkehr träumte, wollen immer weniger Junge im Kosovo leben. Die weltweite Diaspora schickt jährlich gegen eine Milliarde Dollar nach Hause, davon kommt ein gutes Drittel aus der Schweiz. «Weshalb soll ich für 200 Euro



27. Kanton: albanischer Adler, Kosovo-Flagge.

arbeiten, wenn mir mein Bruder in der Schweiz jeden Monat 300 Euro schickt?», fragen sich viele, wie ein Schweizer Diplomat Redaktor Markus Schär auf seiner Reportagereise im 27. Kanton der Schweiz erzählte. **Seite 22**

Als die *Weltwoche* Regula Stämpfli kurzfristig um ein Treffen bat, schlug sie wegen Zeitmangels vor, ihr die Fragen zu mailen: «Ich schreibe sehr klar, antworte kurz und bündig. Ich bin auch frecher als mündlich und fühle mich weniger schnell persönlich angegriffen», so beschied uns die Politologin, deren Auftreten in der «Arena» die Zuschauer stark polarisiert. Die Antworten auf die Fragen kamen blitzschnell (samt Angaben über ihr Lachen), der Telefonkontakt mit Redaktorin Beatrice Schlag war unkompliziert. Von Fotos wollte sie indes nichts wissen: «Ich nehme einen Fototermin viel schwerer als ein Interview. Bilder sprechen mehr als tausend Worte. Frauen können sich nicht einfach so ablichten lassen. Ich müsste zum Friseur, mich schminken und nett anziehen. Wenn Fototermin, verlange ich Modelhonorar (*laach*). Und punkto Honorar meine ich das wirklich ernst.» Das Interview mit Regula Stämpfli lesen Sie auf **Seite 30**. Das Bild dazu stammt aus dem Archiv.

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 283,- (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40,- (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrigler,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Simon Keller, Maya Wipf (*Assistentin*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



SWISS DERBY



SONNTAG 22.6.2014 ✦ MONTAG 23.6.2014 ✦ ALLMEND FRAUENFELD

AB AUF DIE RENNBAHN!
www.swissderby.ch

WETTBO

im Wert von 4 Franken

Dieser Wettbon kann während den Swiss Derby-Renntagen in Frauenfeld vom 22.-23.6.2014 an der Tageskasse eingetauscht werden. Sie erhalten 2 Wettgutscheine im Wert von je 2 Franken.

Der Bon ist nicht kumulierbar und kann nicht in bar ausbezahlt werden. Minderjährige sind von dieser Aktion ausgeschlossen.

Presenting Sponsor

STADLER

Tourism Partner

Thurgau 
SWITZERLAND

Hitlers EU

Fussball und
Masseneinwanderung.
Die EU der Waffen-SS.
Von Roger Köppel

Wie sehr die Befürworter der Personenfreizügigkeit mit dem Volksentscheid vom 9. Februar hadern, zeigt sich auch an den jüngsten Kommentaren zum ersten, leider wenig glanzvollen, aber immerhin geschafften Durchbeissersieg der Schweizer Fussballer in Brasilien gegen Ecuador. Da dem Team von Trainer Hitzfeld eine Reihe von guten Spielern mit exotisch-balkanisch klingenden Namen angehört, wird bereits die These verbreitet, die bunte Hitzfeld-Truppe sei der kickende Beweis für die Dummheit und schrebergartenhafte Provinzialität jener, die in Zukunft keine Personenfreizügigkeit für die Schweiz mehr wollen.

Das ist natürlich blanker Unsinn. Die besagten Spieler haben alle Schweizer Pässe. Ihre Eltern und Vorfahren kamen nicht dank der Personenfreizügigkeit, sondern unter dem alten Regime der Zuwanderungsbegrenzung, allenfalls durch politisches Asyl in die Schweiz. Wenn schon, müsste man die Spitzenfussballer Shaqiri und Co als wandelnden Beleg für die Begrenzung der Einwanderung durch Kontingente preisen, als brillante Beispiele einer eher restriktiven Zuwanderungspolitik in einem Land, in dem jedoch durch Leistung gerade auch jene ganz nach oben kommen können, die nicht hier geboren wurden.

Allerdings sollte man sehr vorsichtig damit sein, die ethnische Zusammensetzung von Fussballnationalmannschaften zum politischen Symbol hochzudeuten. Die berühmte französische Equipe, die mit Spielern unterschiedlichster Hautfarbe und Herkunft jahrelang den Weltfussball dominierte, wurde in den Rorschachtests der Medien rasant zum Triumph von Multikulti erklärt. Bald darauf explodierten in Frankreich die Innenstädte und von Ausländerjugendlichen besiedelten Banlieues. Irgendwann ging es auch wieder mit dem französischen Team bergab. Merke: Politik und Fussball sind am Ende eben doch, man verzeihe den Kalauer, zwei Paar Schuhe.

Was heutige Verfechter der «europäischen Idee» nicht aus den Augen verlieren sollten: Im Januar 1944 veranstaltete die französische Waffen-SS in Paris eine grosse Ausstellung, um neue Mitglieder für ihre Sache zu begeistern: «Die Waffen-SS kämpft für Europa» prangte als Slogan unter dem Reichsadler. Präsentiert wurden Bilder von Waffen-SS-Kämpfern aus ganz Europa. Es ist kein Zufall, son-



«Selbstschmeichlerische Hymnen auf «Europa».»

dern es entsprach dem grenzübergreifenden Zuschnitt dieser Militärorganisation, dass eine der letzten Einheiten der Waffen-SS, die im Frühling 1945 den Berliner Reichstag gegen die anstürmenden Russen verteidigten, unter dem Kommando eines Franzosen stand und sich in Anspielung an Karl den Grossen «Division Charlemagne» nannte. Der «Kampf für Europa» war den Standarten der Waffen-SS bis zum bitteren Ende eingeschrieben.

Es war keine Verzweiflungspropaganda im Angesicht des drohenden Untergangs. Der britische Journalist und Buchautor John Laughland hat vor bereits siebzehn Jahren ein hervorragendes Buch über die «verseuchten



Quellen der Europäischen Union» geschrieben. Es ging Laughland nicht um die Gaga-These, heutige Befürworter der EU mit Faschisten oder Nazis gleichzusetzen, aber er arbeitete heraus, dass die Idee eines geeinten Europas, eines Europas ohne Nationalstaaten, eines Europas der angeblichen politischen Harmonie und Grösse auch bereits ein Leitmotiv der Nazis war.

Hitler selber sprach in den frühen dreissiger Jahren von der Notwendigkeit einer europäischen Einigung gegen die aufstrebenden «asiatischen und atlantischen Mächte». Es gibt dazu ein Büchlein von ihm unter dem Titel «Europa», für das Aussenminister von Ribbentrop das Vorwort schrieb. Laughland hat eine ganze Reihe beunruhigender Zitate führender Nationalsozialisten gefunden, die den Eindruck bestärken, dass die Europa-Ideologie eines kontinentalen Verbunds ohne Nationalstaaten zum Kern der Bestrebungen Hitlers gehörte.

Arthur Seyss-Inquart, Nazikommissar für die besetzten Niederlande, hielt am 26. Juli 1940 einen Vortrag für die «Auslandsorganisation» der Partei: «Das neue Europa der Solidarität und der Zusammenarbeit unter allen seinen Völkern, ein Europa ohne Arbeitslosigkeit, ohne ökonomische und monetäre Krisen, ein Europa der Planung und der Arbeitsteilung (...) wird eine gesicherte Grundlage finden und rasch wachsenden Wohlstand erreichen, sobald die wirtschaftlichen Grenzen beseitigt sind.»

Klingen heutige Funktionärsreden für den «europäischen Binnenmarkt» wirklich anders?

Hitler strapazierte in seinen Reden den Begriff «europäische Solidarität», die er durch die Niederschlagung des «Bolschewismus» zu erreichen hoffte. Gar nichts hatte der «Führer» für kleinere Staaten wie die Schweiz übrig, die er verächtlich «Kleinstaatengerümpel» nannte, das es zu «liquidieren» galt. Berühmt wurde der Ausspruch von Hitlers Propagandachef Joseph Goebbels, einem ebenfalls glühenden «Europäer»: «Ich bin überzeugt, dass in fünfzig Jahren niemand mehr in der Kategorie von Ländern denken wird.» Der Kampf gegen den unabhängigen Nationalstaat im Namen hochfliegender «Ideale» legitimierte laut Laughland den Angriffskrieg der Nationalsozialisten.

Was bezwecken solche historischen Vergleiche? Will man Brüssel mit Berlin, den möglichen EU-Kommissions-Präsidenten Juncker mit dem Massenmörder Hitler auf eine Ebene stellen? Das wäre absurd. Laughland streicht zwei Motive besonders hervor: Erstens will er zeigen, dass nicht jene mit dem Teufel am gleichen Tisch sitzen, die sich gegen die Abschaffung des Nationalstaats in einem geeinten Europa wehren. Eher das Umgekehrte sei der Fall. Zweitens und vor allem will er zeigen, dass hinter den selbstschmeichlerischen Hymnen auf «Europa» und gegen den Nationalstaat auch eine antiliberaler Tradition unkontrollierter, ja aggressiver Machtansprüche steht. Laughlands Buch hat nichts von seiner Aktualität verloren.



Im Auge des Taifuns: Sepp Blatter. Seite 40



383 Bewilligungen pro Arbeitstag: Seite 14



Modelhonorar: Regula Stämpfli. Seite 30



Wie du und ich: «Zürich Pride». Seite 34

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 **Kommentar** Bastion der stummen Mehrheit

11 **Im Auge** Mark Andrew Capes, Diplomat

12 **Politik** Die Brenda-Frage

12 **Klischees** Gift im Brunnen

13 **Personenkontrolle** Caccivio, Käser, Brägger, Kraemer etc.

13 **Nachruf** Frank Schirmmacher, Journalist

14 **EU-Zuwanderung: So einfach ist Betrug**

Die Behörden winken gefälschte Arbeitsverträge durch

16 **Die Deutschen** Team für Europa

16 **Wirtschaft** Mission Energiewunder

17 **Ausland** Drei Männer im Boot mit Dame

18 **Mörgeli** Finma, Feuerwehr, Finanzministerin

18 **Bodenmann** Outsourcing in Sachen Justiz

19 **Medien** Gute Gesundheit, Schawinski

19 **Gesellschaft** In aller Munde

20 **Leserbriefe** / Darf man das?

Hintergrund

22 **Kosovo: Der 27. Kanton der Schweiz**

Trotz Unterstützung kommt die junge Nation nicht vom Fleck

26 **Papa kann zahlen**

Das neue Kindesunterhaltsrecht kann für Ledige teuer werden

28 **Opferhilfe für den Axtmörder**

Wie ist es möglich, dass Täter indirekt profitieren?

30 **«Ich bin einzigartig – und bescheiden»**

Politologin Regula Stämpfli über Frauenquote und Le Pen

32 **Rechtsfreier Raum**

Kampf einer Wissenschaftlerin an der Uni Zürich um ihr Recht

34 **Die Wahrheit über die Hirnlappen**

Warum sind manche Menschen homosexuell?

36 **Der neue Terror im Irak**

Die unvorstellbare Brutalität der Terrortruppe Isis

38 **Bruderzwist bei al-Qaida**

Selbst der al-Qaida sind die Isis-Fanatiker zu brutal

40 **Meister der Hosentaschen**

Oskar Freysinger über Fifa-Präsident Sepp Blatter

42 **Das schöne Spiel**

Die Fussball-Weltmeisterschaft ist überraschend spannend

44 **Die obsessive Gesellschaft**

Ode an den Trieb, der Konventionen sprengt

46 **Krieger und Gentleman**

Unterwegs mit den Gurkhas, den gefürchteten Elitekriegern

54 **Honigsüsse Marschflugkörper**

Frauen sind nachtragend und sinnen auf ewige Rache

55 **Julia Onken** Warum Irina Beller falschliegt

56 **Sprache der Gauner und Gelehrten**

Von A wie Abzocker über K wie Knast bis Z wie Zoff



Was auch immer Ihre Vorstellung einer guten Vorsorge ist: *UBS-Vorsorgeberatung*.

Jetzt vorsorgen und Beratung vereinbaren: 0800 001 981
www.ubs.com/vorsorge





«Rot verkauft sich gut»: Kunstexperte Hook. Seite 58

Interview

58 «Schweizer sind geniale Sammler»

Philip Hook von Sotheby's verrät, warum reiche Menschen teure Bilder kaufen und wohin sich der internationale Kunstmarkt entwickelt

Stil & Kultur

62 Stil & Kultur Michelle Williams, Natalie Portman

64 Bestseller

64 Der falsche Spion

Carl Postl alias Charles Sealsfield, der Republikaner im Schweizer Exil

65 Jazz Kappeler/Zumthor

66 Top 10

66 Kino «Fruitvale Station»

67 Fernseh-Kritik «Ein Fall für Bertolini»

68 Im heiligen Bezirk

Was ist das eigentlich – Fussball? Der Altphilologe klärt auf

70 Namen Eröffnung der Art Basel

71 Hochzeit Ashmi Shah und Tuskar Patel

71 Thiel Ameisenhaufen

72 Wein Schlossgut Bachtobel: Pinot noir No. 4 2011; Pinot noir No. 2 2012

72 Zu Tisch Ketchup, selbst gemacht

73 Auto Lamborghini Aventador LP 700-4 Roadster

74 MvH trifft Axel Hacke, Bestsellerautor und Kolumnist

Autoren in dieser Ausgabe

Bruno Schirra



Als erster Reporter besuchte Bruno Schirra im Untergrund die Glaubens-terroristen des Isis, die mit unvorstellbarer Brutalität den Norden des Iraks überziehen. Seinen Bericht aus Tikrit, der Geburtsstadt des früheren Diktators Saddam Hussein, lesen Sie auf Seite 36.

Julia Onken



Die bekannte Schweizer Psychologin und Psychotherapeutin hat mehrere Sachbücher und Ratgeber zu Frauenthemen verfasst. In ihrem offenen Brief an die MillionärsGattin und Buchautorin Irina Beller erklärt sie, warum sie mit deren Frauenbild nicht einverstanden ist. Seite 55

SCHWEIZERISCHE
Gewerbezeitung
DIE ZEITUNG FÜR KMU

Morgen Freitag in der KMU-Pressse:

- **KMU-Chefs gegen Billag**
Keine neue Mediensteuer!
- **Finanzdienstleistungen**
Ungeniessbarer Einheitsbrei
- **75 Jahre Swissmechanic**
Starker Fokus auf den Export

www.gewerbezeitung.ch



Meret Schädeli,
Bio-Nachwuchsbäuerin
aus Uetligen.

Für die nächsten 20 Jahre.

Naturaplan steht seit über 20 Jahren für echten und natürlichen Genuss. Denn jedes Naturaplan-Produkt ist wie ein Kuss von Mutter Natur. Als Bio-Pioniere sind wir stolz darauf, Ihnen auch in Zukunft das grösste Bio-Sortiment der Schweiz anbieten zu können. Freuen wir uns gemeinsam mit einer neuen Generation von Bio-Bauern auf die nächsten 20 Jahre. Für die Liebe zur Natur. www.naturaplan.ch



naturaplan



Für die Liebe zur Natur.

coop

Für mich und dich.

**DAS KANN NUR
EIN INSERAT.**

Ja, ein Bild sagt mehr als tausend Worte. Und das kann für eine Werbung zum Problem werden. Nur zu gern verspricht ein Bild etwas, das das Produkt später nicht halten kann. Oder es lässt wichtige Details aus. Das passiert selbst den bewegten Bildern in den Fernsehspots. Weil die teuren Spots lieber etwas allgemein bleiben. Um auch wirklich niemanden abzuschrecken. Bei uns Inseraten ist das anders. Wir kosten nicht so viel. Dafür sprechen wir spezifische Gruppen gezielt an. Darum haben wir auch immer Text dabei. Zwar keine tausend Worte, dafür aber genau die richtigen.



Alle Informationen in aller Ruhe – Das kann nur ein Inserat.

Dieses Inserat macht Werbung für Werbung in Zeitungen und Zeitschriften. Der Verband SCHWEIZER MEDIEN schreibt dazu jedes Jahr einen Wettbewerb für junge Kreative aus. Dabei siegte auch diese Arbeit – kreiert wurde sie von Luca Schneider und Yannick Schaller, Havas Worldwide Zürich.
www.das-kann-nur-ein-inserat.ch



SCHWEIZER MEDIEN
MÉDIAS SUISSES | STAMPA SVIZZERA | SWISS MEDIA

Bastion der stummen Mehrheit

Von Peter Keller — Bundesrat, Politiker und Professoren wollen das Initiativrecht einschränken: mit Schikanen und neuen Hürden. Der Abbau von Demokratie wird salonfähig.



«Unsinnig»: CVP-Nationalrat Pfister.

Die Demokratieabschaffer sind auf dem Vormarsch. Auf allen Ebenen und an allen Fronten. Vertreter der CVP und Teile des Ständerates versuchten gerade, die Ecopop-Initiative für ungültig zu erklären. Hier sei die «Einheit der Materie» nicht mehr gewährleistet, weil der Stimmbürger vielleicht der Zuwanderungsquote von 0,2 Prozent zustimmen, aber die damit verbundene Verwendung der Entwicklungshilfegelder für freiwillige Familienplanung ablehnen möchte. Der Zuger CVP-Nationalrat Gerhard Pfister forderte deshalb, diese «unsinnige Initiative» gar nicht erst an die Urne zu bringen.

Man kann eine Initiative durchaus für «unsinnig» halten – muss man sie deswegen gleich für ungültig erklären? Ist die Bevölkerung nicht mündig genug, selber zu entscheiden? Und wie eindeutig ist das Kriterium der «Einheit der Materie»? 2009 durfte die Schweizer Bevölkerung über die Weiterführung der Personenfreizügigkeit mit der EU befinden. Diese Ausstiegsklausel war für den Bundesrat ein gewichtiges Argument, um 2002 eine Mehrheit der Bevölkerung für den freien Personenverkehr zu gewinnen.

Doch worüber stimmten die Schweizer schliesslich ab? Nicht nur über die Weiterführung der Personenfreizügigkeit mit der bisherigen EU, der Ständerat und namentlich Pfis-

ters Parteikollegen verknüpften die Vorlage mit der Ausdehnung der Freizügigkeit auf die neuen Mitgliedstaaten Bulgarien und Rumänien. Es war also gar nicht mehr möglich, der Weiterführung der Personenfreizügigkeit mit der EU-25 zuzustimmen, ohne auch der fragwürdigen Ausdehnung auf die beiden rückständigen Balkanstaaten beizupflichten. Von «Einheit der Materie» keine Spur.

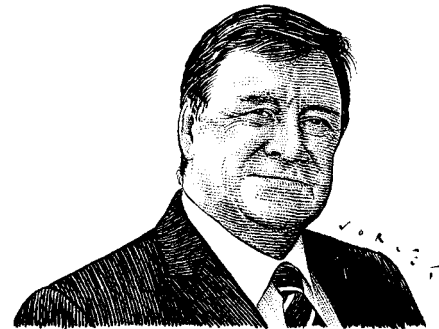
Spielwiese von Professoren und Richtern

Bereits mehrfach wurde versucht, unliebsame Volksbegehren mittels angeblich übergeordneten Rechts auszubremsen. Ein Beispiel ist die Verwahrungsinitiative von 2006, die nicht therapierbare Sexualstraftäter lebenslanglich hinter Gittern sehen wollte. Verschiedene Professoren sahen darin einen Verstoss gegen die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK), die Initiative sei deshalb unzulässig.

Nun ist die Durchsetzungsinitiative ins Visier des Bundesrates geraten. Da die Umsetzung der Ausschaffungsinitiative über Jahre hinweg verschleppt wurde, stellte die SVP in einer zweiten Initiative einen fixen Katalog von Straftaten zusammen, der zwingend zu einem Landesverweis für kriminelle Ausländer führen müsse. Von einer Ausschaffung sei nur dann abzusehen, wenn zwingendes Völkerrecht vorliege,

»» Fortsetzung auf Seite 12

Garantiert Fifa-frei



Mark Andrew Capes, Diplomat.

Einer der wenigen garantiert WM-freien, von gebildeten Menschen bewohnten Flecken Erde ist die Insel St. Helena (4500 Einwohner) mit ihren assoziierten Eilanden Ascension und Tristan da Cunha. Nur ist es fast schon zu spät, dorthin aufzubrechen, denn es kommt nur alle drei Wochen ein Postschiff vorbei, das fünf bis sechs Tage braucht aus Kapstadt; das letzte legte am 17. Juni an und brachte Her Majesty's Governor Mark Andrew Capes von einer Expedition zum Foreign Office in London zurück in die Hauptstadt Jamestown. Dort leben 880 Seelen und, auf dem gepflegten britischen Rasen des Regierungssitzes, die Riesenschildkröte Jonathan, die eventuell schon auf der Welt gewesen sein könnte, als Kaiser Napoleon Bonaparte diese verliess, 1821, nach sechs Jahren Verbannung auf ebendieser vom Herrgott hingeworfenen Vulkanaufschüttung im Südatlantik.

Es gibt auf diesem verlorenen Zivilisationsabteiler kein Fernsehen, bis auf die Notversorgung durch drei englische Satellitenprogramme – demzufolge auch keine teuren Fussballübertragungen, St. Helena ist auch nicht Mitglied der Fifa. Vielleicht dachte Sepp Blatter, die Riesenschildkröte des Fussballs, der über mehr Territorien gebietet als der Uno-Generalsekretär und Napoleon zu seiner Glanzzeit, an die Eroberung St. Helenas, als er eine weitere Mandatsverlängerung ankündigte mit den gefährlichen Worten: «Meine Mission ist noch nicht zu Ende.» Eine Basis wurde schon im Jahre 1900 gelegt mit der Gründung des Inselfussball-Verbandes. In Jamestown begegnen sich regelmässig die einzigen zwei Klubs, manchmal aber nur mit fünf gegen fünf statt elf gegen elf, wegen der Abwanderung der Jungen. Der Diplomat Capes, der vorher auf den Turks- und Caico-Inseln, Bermuda, Anguilla und in Neuseeland stationiert war, hält sich wach «mit Hochseefischen und Musik von Bob Marley bis Mozart»; seine Frau Tamara spielt Tennis. Die Idylle ist jedoch bedroht. Auf St. Helena, wo noch kein einziger Aids-Fall festgestellt wurde, sondern bloss eine harmlose Form der Vogelgrippe, wird 2016 ein Flughafen eröffnet, und wahrscheinlich werden immer mehr Bälle eingeschleppt. Peter Hartmann

falls etwa dem Straftäter in seinem Heimatstaat Tod und Folter drohten.

Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) beantragte dem Parlament, die Durchsetzungsinitiative für «teilungültig» zu erklären, weil darin eine «konkrete Definition des Völkerrechts» enthalten sei, was nicht zulässig sei. Aber was heisst schon «nicht zulässig»? Das tiefere Problem besteht eben darin, dass das Völkerrecht, nicht einmal das zwingende, nirgendwo verbindlich festgelegt ist. Es ist vielmehr zur Spielwiese von Professoren und Richtern geworden, die sich durch (schweizerische) Volksinitiativen in ihrer Auslegungsmacht bedroht fühlen. Umgekehrt spielt die *Classe politique* gerne über die Völkerrechtsbande, um brisante Initiativen gar nicht erst zur Abstimmung zu bringen. Bisher vergeblich. Doch die Rufe nach einem Verfassungsgericht, welches Volksbegehren vorprüfen und mit einem «Gütesiegel» versehen solle, werden lauter.

«Kreative Ansätze»

Ebenfalls aus der CVP-Fraktion stammt ein Vorstoss, der «limitierende Mechanismen» bei Volksinitiativen fordert. Nationalrat Karl Vogler will sich dabei nicht mit einer Erhöhung der nötigen Unterschriftenzahl (heute 100 000) oder einer Verkürzung der Sammelfrist (heute 18 Monate) zufriedengeben. Der Obwaldner Parlamentarier wünscht sich neue, «kreative Ansätze», um die Zahl der Volksinitiativen runterzubringen. So könnte er sich vorstellen, sagte Vogler gegenüber der *Neuen Zürcher Zeitung*, «dass die Stimmbürger eine Initiative nur noch auf der Gemeindekanzlei unterschreiben können», was von ihnen eine «aktivere Rolle» verlange als das Signieren auf der Strasse.

Man muss gewissermassen bei der Behörde persönlich antraben und unter dem gestrengen Auge der Obrigkeit seine Unterstützung eines Volksbegehrens kundtun. Das sind feudalistische Rückfälle. Mit der gleichen Begründung könnte man die briefliche Abstimmung abschaffen und dafür den sonntäglichen Pflichtgang zur Urne wiedereinführen, um eine «aktivere Rolle» des Stimmbürgers zu erreichen. Weiter will Vogler prüfen, ob eine Unterschriftensammlung nur gestartet werden dürfe, wenn eine bestimmte Anzahl Parlamentarier hinter dem Anliegen stehe. Ist eine Bürgerin oder ein Bürger weniger wert als die Ratsherren zu Bern?

Es ist schon so, dass mehr Initiativen lanciert werden. Statt sie aber mit zusätzlichen Schikanen zu unterbinden, sollte sich die Politik besser fragen, wie es zu dieser Entwicklung kommen konnte. Diese Häufung ist Ausdruck davon, dass Bundesrat und Parlament in vielen Fragen am Volk vorbeipolitisieren. Das Initiativrecht ist die letzte Bastion der stummen Mehrheit.

Politik

Die Brenda-Frage

Von Florian Schwab — Heimatlose Liberale gründen die Partei «up!». Die Idee hat Potenzial.

Brenda Mäder, 28, hat Beachtliches erreicht. Als Präsidentin weckte sie die eingeschlafenen Überzeugungen der Jungfreisinnigen. Sie hatte die Jungpartei in einem durch und durch staatstragenden, FDP-konformen Zustand mit beträchtlichem EU-Drall übernommen und führte sie schrittweise an einen konsequenten Liberalismus heran. Privat pflegt sie ein fast philosophisches Interesse für die Freiheit. In



Unbestechliche Überzeugung: Politikerin Mäder.

der «Altpartei» FDP wurde man auf das Jungtalent aufmerksam und versuchte es in Richtung der innerparteilichen Mehrheitsmeinung zu lenken. Mäder widerstand dem Sirenen-gesang des undefinierbaren Mitte-Liberallala und zog sich aus der FDP zurück. Jetzt gründet sie mit Gleichgesinnten die Freiheitspartei «up!», die für einen konsequenten Liberalismus in allen Bereichen eintritt.

In Schönheit sterben

Für jeden idealistischen Liberalen bei den Jungfreisinnigen stellt sich früher oder später die Brenda-Frage: Karriere in der FDP, auch wenn man sich verbiegen muss, oder die Pflege der Prinzipien, auch wenn dies bedeuten kann: in Schönheit sterben?

Mit ihrem resignierten Rückzug aus der FDP erbringen Mäder und ihre Weggefährten den Tatbeweis ihrer unbestechlichen Überzeugung. Noch erfreulicher wäre es, wenn sie den Tatbeweis ihrer politischen Beschlagenheit erbracht hätten. Eine entschlossene und gutorganisierte Minderheit innerhalb der FDP könnte viel erreichen – was bei den Jungfreisinnigen gelingen, könnte auch in der grossen Politik geraten. Nach dieser Maxime lebt der frühere deutsche FDP-Parlamentarier Frank Schäffler, der parteiintern aus der totalen Isolation heraus einen «liberalen Aufbruch» in Bewegung gesetzt hat. Der Durchbruch blieb ihm bislang verwehrt. «up!» erprobt die andere Variante. Einen Versuch ist es wert.

Klischees

Gift im Brunnen

Von Alex Baur — Früher waren es die Juden, heute sind die Rohstoffhändler an allem schuld.

Bald zwei Jahre dauert die Kampagne linker und kirchlicher Hilfswerke gegen die Rohstoffhändler nun schon an – und die Willfähigkeit, mit der sich viele Redaktionen in das publizistische Trommelfeuer der Drittweltisten einspannen lassen, erschüttert immer wieder. Diese Woche haben die katholischen NGOs Brot für alle und Fastenopfer eine Breitseite gegen den Rohstoffgiganten Glencore abgefeuert, der angeblich Flüsse vergiftet und Menschenrechte missachtet. Allen voran die staatsnahen Kanäle SRF, SDA und Swissinfo verbreiteten die Attacke umgehend, wobei am Schluss jeweils noch angefügt wurde, dass Glencore die Anwürfe bestreitet.

Das Thema ist zweifellos brisant und muss diskutiert werden. Sind Entwicklungsländer tatsächlich nicht in der Lage, die Multis im eigenen Land zu kontrollieren? Brauchen die ehemaligen Kolonien weiter einen Vormund im Norden, der ihnen zeigt, wie man es richtig macht? Welche wirtschaftliche Bedeutung haben Rohstoffe für diese Länder? Gibt es realistische Alternativen? Doch solche Debatten sucht man vergeblich. Ein runder Tisch, den der Bund zwischen den Rohstoffhändlern und den Hilfswerken einrichten wollte, wird von Letzteren unter fadenscheinigen Vorwänden boykottiert. Wer eine Kampagne lanciert, der will eben gerade keine offene Debatte.

Das Perfide an den Vorwürfen der NGOs ist, dass sie kaum zu überprüfen sind. Umso hemmungsloser wird mit alten Vorurteilen und Klischees operiert: Die Menschen in den Entwicklungsländern sind arm, hilflos, korrupt und ungebildet, also leichte Opfer für raffgierige Kapitalisten, die skrupellos über Leichen gehen. Das ist natürlich Unfug, wie jeder weiss, der je in einem dieser Länder gearbeitet hat. Doch das sind leider nur wenige. Auf diesem Boden der Ignoranz predigen die kirchlichen und weltlichen Hilfswerker. Wozu ihnen einst der ewige Jude diente, dafür stehen heute die Rohstoffhändler: Brunnenvergifter eben, schuldig für jedes Leid dieser Welt.

Genauso alt und simpel ist auch das Motiv, das hinter den Kampagnen steht: Geld. Der Appell ans schlechte Gewissen ist seit Urzeiten ein zuverlässiger Spendengenerator. Und er lenkt zudem vom eigenen Versagen ab. Ein weitverzweigtes Netz von Hilfswerken pumpt Jahr für Jahr Milliardenbeträge in die Entwicklungsländer. Man verspricht das Blaue vom Himmel, doch nachweisbare Erfolge sind so rar wie echte weisse Elefanten.

Personenkontrolle

Caccivio, Käser, Brägger, Kraemer, Haerle, Mauch, Uribe, Santos, «Timochenko», Zuluaga

Als Anfang Jahr die unappetitliche Affäre um **Georges A. Caccivio**, den mehrfach unqualifizierten Direktor der Strafanstalt Thorberg, aufzog, versprach der merkwürdige Berner Regierungsrat **Hans-Jürg Käser** (FDP), Chef der Polizei- und Militärdirektion, den Skandal bis Ende März, dem Zeitpunkt der kantonalen Wahlen, zu klären. Seither wartet Bern. Nun soll der Bericht, an dem offenbar gar viel herumgebastelt wurde, am 26. Juni doch noch publiziert werden. Viel wert kann er allerdings nicht sein, denn verfasst wurde er von einem lieben Freund für gute Freunde. Autor **Benjamin**



Freund für gute Freunde: Georges A. Caccivio.

F. Brägger ist erstens ebenfalls FDP-Mitglied, überdies Dienstkamerad und Duzfreund Caccivios (FDP) sowie drittens ein ehemaliger Arbeitskollege des Chefbeamten **Martin Kraemer** (FDP), der im Mittelpunkt dieser Affäre steht und trotzdem weiterhin das Amt für den Strafvollzug leitet. Aktenkundig ist, dass Kraemer die Untersuchung direkt beeinflusst hat, indem er persönlich mindestens zwei befähigte externe Bewerber für diese Analyse mit fadenscheinigen Argumenten ebenso offiziell wie schnöde abgewiesen hat. (*upe*)

Peter Haerle ist als Kulturchef einer der wichtigsten Männer von Stadtpräsidentin **Corine Mauch** (SP). Er steht in der Kritik von Künstlern, die gerne früher in ein subventioniertes Atelier in der der Roten Fabrik (*Weltwoche* Nr. 2/14) ein- oder aber später ausziehen würden. Von der Quartierzeitung *Zürich 2* mit diesem Vorwurf konfrontiert, verteidigt sich Haerle: Von einer Vernachlässigung der Künstler könne keine Rede sein. Um die Mieter zu betreuen, habe die Abteilung Kultur extra eine Atelierbeauftragte eingesetzt. «Zudem haben wir eine Teilzeitstelle geschaffen, welche sich hauptsächlich um die Belange der Roten Fabrik kümmert.» Und schliesslich, so Haerle, habe letzte Woche ein Informationsanlass für die



«Sondersetting»: Kulturchef Haerle.

elf brandbetroffenen Mieter der Roten Fabrik stattgefunden, an dem vier Personen der Stadt Zürich informiert hätten. In anderem Kontext nennt man eine derart enge persönliche Betreuung wohl «Sondersetting». (*cal*)

Kolumbiens Ex-Präsident **Álvaro Uribe**, der zwischen 2002 und 2010 der kommunistischen Farc-Guerilla militärisch fast den Garaus gemacht hatte, ist zurück im Schützengraben. Mit seinem 2010 selbst gewählten Nachfolger, Ex-Verteidigungsminister **Juan Manuel Santos**, hat sich Uribe überworfen. Er wirft ihm vor, in den Friedensgesprächen mit den Farc-Rebellen in Havanna das Land auf den Weg des «Castro-Chavismus» zu führen und an Rebellenchef «**Timochenko**» zu verscherbeln. Dagegen hat Uribe in kürzester Zeit eine neue politische Partei aus dem Boden gestampft, die ihm selbst einen Parlamentssitz eingebracht hat und deren Kandidat **Óscar Iván Zuluaga** in der Stichwahl am Sonntag dem Amtsinhaber Santos nur knapp unterlegen ist – Santos' Unterstützer-Allianz reichte von der Farc über die wichtigsten Medien des Landes bis zum englischen *Economist*. Uribe dagegen tingelte monatelang zwischen Atlantik- und Pazifikküste hin und her und schoss scharf gegen Santos und den Friedensprozess: «Verräter» und «Lügner» waren noch die freundlicheren Bezeichnungen, die ihm für seinen ehemaligen Weggefährten einfielen. Nach der Niederlage Zuluagas ging Uribe sofort in die Offensive: «Bleiben wir unseren vaterländischen Überzeugungen treu, und ergeben wir uns nicht der siegreichen Mogelpackung.» Das filmreife Drama wird Lateinamerika weiter auf Trab halten. (*fsc*)



Zurück im Schützengraben: Ex-Präsident Uribe.

Nachruf



Unzählige Debatten: Journalist Schirmmacher.

Frank Schirmmacher (1959–2014) — Welche seiner Eigenschaften war wohl die wichtigste, die entscheidende, diejenige, die ihn zum absoluten Ausnahmejournalisten seiner Generation gemacht hat? Als Student und Wunderkind kam er 1985 ins Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, wurde Redaktor, dann, noch keine dreissig Jahre alt, Nachfolger erst von Marcel Reich-Ranicki als Literaturchef und nur wenige Jahre später von Joachim Fest, dem er 1994 auf die Position des für das Feuilleton zuständigen Herausgebers folgte. Unzählige Debatten hat er ausgelöst oder vorangetrieben, die Walser-Bubis-Debatte, die Diskussion um den demografischen Faktor und zuletzt diejenige um Chancen und Risiken, die mit Big Data verbunden sind. Legendär ist jene Feuilleton-Ausgabe, in der er im Juni 2000 auf sechs Seiten das menschliche Genom abdrucken liess.

Was mich in all den Jahren, seitdem ich ihm 1988 in der Redaktion zum ersten Mal begegnete, wohl am meisten beeindruckt hat, war seine Fähigkeit zur Antizipation. Er konnte Szenarien in Sekundenschnelle durchspielen und dabei jede beliebige Perspektive einnehmen: in der Vergangenheit liegende ebenso wie gegenwärtige und sogar zukünftige. Er war ein Magier des Potenziellen, ein Möglichkeitsmensch, der sich gern überraschen liess. Vielleicht gab es nichts, worauf er mehr hoffte als auf das Unvorhersehbare. Am Donnerstag voriger Woche ist er im Alter von 54 Jahren durch einen Herzinfarkt jäh aus dem Leben gerissen worden.

Hubert Spiegel

EU-Zuwanderung: So einfach ist Betrug

Der Zustrom aus der Europäischen Union wächst dank der Personenfreizügigkeit ungebremst. Die Behörden winken oft gefälschte Arbeitsverträge ungeprüft durch, die dann zum Verbleib in der Schweiz berechtigen. Der politische Wille zur Kontrolle fehlt. *Von Philipp Gut*

Schon bisher sagten die Fachleute des Bundesamts für Statistik (BFS) der Schweiz ein rasantes Bevölkerungswachstum voraus. Verantwortlich dafür ist die ungebrochen starke Zuwanderung. Jetzt haben die Bundesstatistiker – kurz nach dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative – ihre Prognose noch einmal erheblich nach oben korrigiert. Schon in fünf Jahren – und nicht erst 2023 – werde die Einwohnerzahl über 8,5 Millionen betragen. In zehn Jahren sollen es 8,764 Millionen sein. Das sind 620 000 Personen mehr als heute – oder fast so viele wie die Anzahl Einwohner der beiden grössten Schweizer Städte Zürich und Basel zusammen.

Dank der Personenfreizügigkeit ist es für EU-Bürger ein Leichtes, in die Schweiz zu kommen und hier zu arbeiten. Um eine Aufenthaltsbewilligung zu erhalten, ist nicht einmal ein formeller Arbeitsvertrag nötig. Es genügt die Zusicherung eines Arbeitgebers. In der Folge stellen die Behörden eine Aufenthaltsbewilligung (sogenannte B-Bewilligung) aus, die fünf Jahre gilt und anschliessend meist problemlos verlängert wird. Wer eine solche Bewilligung erhält, hat es geschafft.

Fiktiver Vertrag – für einige tausend Euro

Mit der massenhaften Einwanderung aus dem EU-Raum steigt allerdings auch das Risiko des Betrugs. Firmen stellen falsche Arbeitsverträge aus. Und aufgrund dieser gekauften Papiere erhalten die EU-Bürger dann eine Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz – ganz regulär.

Da ist zum Beispiel der Fall von Anita Vasquez (Name geändert). Die gebürtige Kolumbianerin mit spanischem Pass kam aufgrund der Personenfreizügigkeit in die Schweiz. Zuvor hatte die geschiedene Mutter eines Sohns – der Vater ist Spanier – in der Gegend von Barcelona gelebt. Dort sah die ausgebildete Marketingfachfrau keine Zukunft. Die Schweiz war für sie ein gelobtes Land. Wie für viele andere EU-Bürger auch.

Anita Vasquez reiste nach Zürich, wo sie in der lokalen Latinoszene verkehrte. Kolleginnen erzählten ihr, es sei kein Problem, eine Aufenthaltsbewilligung zu bekommen. Sogar die begehrte B-Bewilligung, die faktisch einen unbegrenzten Aufenthalt garantiert. Ein gewisser «Christian» oder «Cristiano», angeblich ein Anwalt italienischer Herkunft, stelle gegen Bezahlung Arbeitsverträge aus. Sie müsse einfach ein paar tausend Euro aufwerfen.

Der Name dieses «Christian» oder «Cristiano» ist in der Szene bekannt, auch seine Handynummer zirkuliert. Anita Vasquez setzte sich mit ihm in Kontakt. Und tatsächlich: Es funktionierte. Christian/Cristiano verschaffte ihr die gewünschten Papiere. Der fiktive Arbeitsvertrag liegt der *Weltwoche* vor.

Briefkastenfirma als Drehscheibe

Man staunt allerdings, dass die Behörden keinen Verdacht schöpften. Als Arbeitgeber fungiert eine «TC Consulting. Unternehmensberatung und Verwaltung» in Kloten ZH. Diese angebliche Consultingfirma stellte Vasquez als «Unterhaltsangestellte» an, also als Putzfrau. Nicht unbedingt das, was man normalerweise als Hauptbetätigungsfeld einer Unternehmensberatung ansieht.

Auffällig ist ferner: Die TC Consulting hat keinerlei Auftritt im Internet – eher unüblich für eine Firma, die Beratungsdienste anbietet

«Die Einwanderung aus dem EU-Raum ist ein Massengeschäft, die Zahl der Gesuche viel zu hoch.»

und für potenzielle Kunden sichtbar und erreichbar sein will. Auch ein Telefonanschluss fehlt. Nicht einmal eine Adresse hat die TC Consulting. Auch auf dem Arbeitsvertrag – Grundlage für die Erteilung der Aufenthaltsbewilligung durch die Schweizer Behörden – ist lediglich ein Postfach angegeben, Nummer 1051. Nachfragen bei der Stadt Kloten ergeben: Die TC Consulting ist dort unbekannt. Ein Eintrag besteht nicht. Steuern zahlt sie keine.



Gemäss Arbeitsvertrag wohnt Anita Vasquez an einer noblen Adresse: an der Seestrasse in Stäfa an der Zürcher Goldküste, in einem schicken Neubau mit insgesamt sechs Wohnungen. Gemäss Adressauskunft der lokalen Einwohnerdienste ist Vasquez tatsächlich an der angegebenen Anschrift registriert. Allerdings wohnt sie dort, wenn überhaupt, bloss zur Untermiete – bei Ute Höfert (Name geändert), einer Deutschen, die auch im Stadtzentrum von Zürich eine Liegenschaft besitzt, die als Absteige für temporär anwesende Ausländerinnen, vor allem Latinas, dient.

Aufgrund des Arbeitsvertrags der TC Consulting und der Anmeldung in der Wohngemeinde Stäfa erteilte das Zürcher Migrationsamt Anita Vasquez eine Aufenthaltsbewilligung bis 2019. Gemäss dieser B-Bewilligung ist sie «berechtigt zur Erwerbstätigkeit». Für die TC Consulting, die ihr einen unbefristeten Vertrag ausstellte, hat Vasquez jedoch noch keine Minute gearbeitet, wie sie selber sagt. Sie weiss nicht einmal, welchen Job sie hier angeblich verrichtet. Als man ihr sagt, sie sei als Putzfrau unter Vertrag, weist sie eine solche Tätigkeit entrüstet von sich: So etwas würde sie nie tun, sagt Marketingfachfrau Vasquez. Schliesslich habe sie sogar an einer Hochschule studiert.

Behörden winken einfach durch

Wie ist es möglich, dass die Behörden auf der Grundlage eines solch offensichtlich dubiosen Vertrags eine Aufenthaltsbewilligung ausstellen? *Off the record* spricht eine Mitarbeiterin des verantwortlichen Zürcher Migrationsamts Klartext: Die Einwanderung aus dem EU-Raum sei ein «Massengeschäft». Die Zahl der Gesuche sei viel zu hoch. Systematische Kontrollen seien schlicht nicht möglich. Für eine saubere Überprüfung fehlten die Ressourcen. Kontrolle? Fehlanzeige. Das Geschäft mit gekauften Bewilligungen blüht, ungehindert durch die Behörden.

Die Zahlen sind tatsächlich eindrücklich: Das Migrationsamt des Kantons Zürich stellte im vergangenen Jahr 84 327 Aufenthaltsbewilligungen für Angehörige von EU- und EFTA-Staaten aus. Das entspricht 383 Bewilligungen pro Arbeitstag.

Ein weiteres Problem: Wer einmal im Besitz einer Aufenthaltsbewilligung ist, hat auch Anspruch auf Sozialhilfe. Dieser Rechtsanspruch gilt selbst dann, wenn der Arbeitsvertrag fingiert ist und in Tat und Wahrheit gar nie ein



Schaut man nicht hin, bleibt der Missbrauch im Dunkeln.

reales Arbeitsverhältnis bestanden hat. Wenn der Scheinvertrag von Anita Vasquez morgen gekündigt wird, kann sie zuerst Arbeitslosengeld und später Sozialhilfe beziehen. Die Personenfreizügigkeit macht's möglich.

Der Fall Vasquez ist nur einer unter vielen. Die Dunkelziffer ist hoch – und dafür sind die Schweizer Behörden mitverantwortlich. Das wirkliche Ausmass lasse sich nicht beziffern, da die kantonalen Behörden keine entsprechende Statistik führten, sagt Marcel Suter, Chef des Amtes für Migration und Zivilrecht des Kantons Graubünden und Präsident der Vereinigung der Kantonalen Migrationsbehörden. «Schaut man genau hin, findet man die Fälle», so Suter. Schaut man nicht hin, bleibt der Missbrauch im Dunkeln.

«Nicht zu unterschätzender Missstand»

Weiter fällt auf: Die Kantone und Gemeinden kontrollieren sehr unterschiedlich. Anders als im Kanton Zürich, wo die Gesuche offenbar weitgehend ungeprüft abgesegnet werden, kontrolliert etwa die Stadt Bern jeden einzelnen Arbeitsvertrag, wie Alexander Ott, Chef der städtischen Fremdenpolizei, sagt. Voraussetzung sei jedoch, dass der Wille und die Fähigkeit zur Kontrolle vorhanden seien. Die Mitarbeiter müssten ausgebildet und sensibi-

lisiert werden. Für sein strenges Vorgehen sei er immer wieder von verschiedenen Seiten kritisiert worden.

Dabei geht es nicht um Bagatellen. Juristisch liegen mehrere Straftatbestände vor: Betrug, Täuschung der Behörden, Erschleichung einer Aufenthaltsbewilligung unter Vortäuschung falscher Tatsachen. Es handle sich um einen «nicht zu unterschätzenden Missstand», sagt Fremdenpolizeichef Ott. Und der Handlungsbedarf – sprich: die Häufigkeit solcher Betrugsfälle – werde in den nächsten Jahren noch zunehmen, wenn nicht frühzeitig reagiert werde.

Anfang dieses Jahres deckte die Berner Polizei einen Fall auf, bei dem gleich zwanzig fingierte Arbeitsverträge auf einmal aufflogen. Abgeschlossen wurden sie mit Einwanderern aus dem Balkan. In einem andern Fall, bei dem die Behörden Verdacht schöpften, stellte ein Take-Away-Laden falsche Arbeitsverträge aus.

Missbrauch kennen nicht nur die grösseren Städte, sondern auch Landgemeinden. Sie hätten mehrfach erlebt, dass Verträge ausgestellt und dann sehr bald ohne nachvollziehbaren Grund wieder aufgelöst worden seien, sagt Walter Hugentobler (SP), Stadtmann von Matzingen TG. In solchen Fällen sei es sehr schwierig, eine betrügerische Absicht nachzu-

weisen. Häufig werden auch sogenannte überjährige Verträge unterschrieben (also solche, die mindestens ein Jahr dauern), auch wenn faktisch gar nicht so lange oder überhaupt nicht gearbeitet wird. Der Grund: Die begehrte Aufenthaltsbewilligung B gibt es erst ab einem Jahr.

Die Berner Polizei deckte einen Fall auf, bei dem zwanzig fingierte Arbeitsverträge aufflogen.

Was kann man tun, um die Betrugsanfälligkeit bei der EU-Zuwanderung einzuschränken? Die Behörden von Bund, Kantonen und Gemeinden müssten enger und vernetzter zusammenarbeiten, sagt Alexander Ott von der Stadtberner Fremdenpolizei. Marcel Suter, Präsident der Vereinigung der Kantonalen Migrationsbehörden, stösst ins gleiche Horn. Bisher sei eine wirkungsvolle Kontrolle bereits am nötigen Austausch zwischen den verschiedenen beteiligten Amtsstellen gescheitert. Man dürfe sich nicht mehr länger hinter Daten- und Persönlichkeitsschutz verstecken. Sonst haben die Betrüger leichtes Spiel. Der Fall Vasquez ist ein Beispiel dafür.

Affaire à suivre.

Team für Europa

Von Henryk M. Broder — Juncker und Schulz, die «natürlichen Anwärter».



So langsam dämert es auch dem letzten EU-Befürworter, warum vor bald vier Wochen die Europawahlen stattgefunden haben. Nicht, um die Zusammensetzung des

Parlaments neu zu bestimmen, dessen Aufgabe vor allem darin besteht, die Entscheidungen des Europäischen Rates und der Europakommission abzunicken, sondern um zwei in die Jahre gekommenen Berufseuropäern die Fortsetzung ihrer Karrieren zu ermöglichen. Die beiden traten als «Spitzenkandidaten» ihrer Parteien «gegeneinander» an, der Luxemburger Jean-Claude Juncker für die Konservativen und der Deutsche Martin Schulz für die Sozialisten.

Wobei kein Mensch sagen konnte, worin sich die beiden – von der Farbe ihrer Krawatten und dem Design ihrer Brillen einmal abgesehen – unterschieden. Klar war nur, dass sie nach den «Wahlen» miteinander kooperieren würden, weil die Konservativen und die Sozialisten eine satte Mehrheit im Parlament haben, mit deren Hilfe sie die Tagesordnung und die Personalfragen bestimmen können. Nun haben die Sozialisten, die mit Martin Schulz ins Rennen gegangen sind, Jean-Claude Juncker als Kandidaten für den Posten des Kommissionspräsidenten benannt. Das bedeutet, dass Schulz für seinen «Verzicht» entschädigt werden muss. Wie das geschehen soll, hat der österreichische Bundeskanzler Werner Faymann in einem Interview erklärt: «Jean-Claude Juncker und Martin Schulz [sind] die natürlichen Anwärter auf europäische Spitzenfunktionen, um im Team für Europa tätig zu sein.»

Natürliche Anwärter? Wo gibt es so was? Sind die beiden schon mit der Europahymne auf den Lippen auf die Welt gekommen? Hat die Natur sie mit besonderen Gaben ausgestattet? Nein! «Natürlich» bedeutet in diesem Fall nur, dass beide seit Jahrzehnten in der Europapolitik aktiv sind und deswegen einen Anspruch darauf haben, weiter in der Europapolitik aktiv zu sein. Mal hat der eine die Nase vorn, mal der andere. Zusammen bilden sie das «Team für Europa». Das könnte man auch einfacher regeln, zum Beispiel mit einem Würfel oder einem Abzählreim, aber das wäre keine demokratische Entscheidung. Deswegen mussten «Wahlen» abgehalten werden. Mit 400 Millionen Wahlberechtigten, von denen 57 Prozent nicht mitgemacht haben.

Mission Energiewunder

Von Silvio Borner — Mit Kommunikationsberatern vollgestopfte Bundesämter benehmen sich wie Propagandabüros in Diktaturen und verbreiten Falschinformationen, wenn nicht gar Lügen.

Staatliche Propaganda ist uns aus Gottesstaaten und Diktaturen bekannt und dient dort stets der Machterhaltung oder dem Personenkult. Dafür eignen sich Ideologien mit religiösem oder sozialphilosophischem Fundament am besten. Dabei wird ungeniert gelogen und verbogen, um das System oder den grossen Diktator als unantastbar hinzustellen.

In einer Demokratie kommt politische Propaganda von unten und ist meist konkret und sachbezogen. Also politische Parteien oder organisierte Interessengruppen propagieren Projekte aller Art, die ihren Klientelen zugutekommen sollen. Je besser ihnen das gelingt, desto mehr finden sie Zuspruch und Beachtung bei Medien und Politikern. Politiker wollen bekanntlich (wieder) gewählt werden und Parteien möglichst viele Anhänger abholen.

Doch nun erleben wir etwas ganz Neues: Mit Kommunikationsberatern vollgestopfte Bundesämter benehmen sich wie Propagandabüros in Diktaturen und verbreiten Falschinformationen, wenn nicht gar offensichtliche Lügen.

Beispiele gefällig? Das Eidgenössische Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) will «seine» Energiestrategie, die bestenfalls eine hochtrabende Absichtserklärung darstellt und deren Umsetzung weder vom Parlament noch vom Volk genehmigt ist, den Jungen schmackhaft machen. Das Uvek hat drei Videos produziert, die durch viel Prominenz und Mediensupport lanciert werden. Die Quintessenz davon:

1—«Gesparte Energie ist gespartes Geld.» Das ist rein buchhalterisch richtig, gilt aber für alle Ausgaben und ist deshalb, ökonomisch betrachtet, falsch. Entscheidend ist nämlich, dass wir unsere Ausgaben laufend zu optimieren versuchen, sei es beim Essen, Trinken, Heizen oder was auch immer. Staatlich erzwungenes Sparen von Strom führt zu Nutzen- und Produktivitätsverlusten, weil es uns zwingt, Strom durch Arbeit oder Kapital zu ersetzen. Denken wir nur an den geizigen Bauern, der seinem Esel das Essen abgewöhnen wollte und ihn so verhungern liess. Die volkswirtschaftlichen Kosten für die verordnete Verminderung des Energieverbrauchs nehmen mit jedem Kilowatt progressiv zu.

2—«Neue Erneuerbare verursachen keine Abfälle.» Das ist im Fall der Fotovoltaik eine

krasse Lüge. Die Akademien der Wissenschaften Schweiz schreiben: «Die Herstellung der Komponenten verursacht Emissionen und hochgiftige Abfälle. Für einen Augenschein der Hinterlassenschaften von kaputten Wind- oder Stromparks einfach «abandoned wind farms» googeln.»

3—«Erneuerbare Energie ist das Gold von morgen.» Wieso müssen sie dann hoch subventioniert werden? Wind- und Sonnenenergie werden zumindest in der Schweiz nie marktfähig werden, wenn man die von ihnen verursachten Kosten für den Speicher- und Netzausbau berücksichtigt. Musste die Entwicklung des Fracking subventioniert werden?

4—«Mehr erneuerbare Energie heisst weniger Importe.» Auch das ist eine offensichtliche Falschaussage. Denn je mehr Infrastruktur für Wind- und Solarstrom wir in der Schweiz installieren, desto mehr Strom müssen wir vor allem im Winter importieren, um bei der begrenzten Speicherkapazität den Blackout zu verhindern. Je höher der Anteil von unzuverlässigen Einspeisungen, desto grösser der Importbedarf, wenn wir nicht eigene Gaskraftwerke bauen wollen.



5—«Es gibt heute intelligente Heizungen und Häuser, die mehr Energie produzieren, als sie verbrauchen.» Vor mehr als fünfzig Jahren habe ich im Physikunterricht gelernt, dass man Energie weder produzieren noch verbrauchen, sondern nur umwandeln kann und dass immer Verluste auftreten. Gehorchen die Erneuerbaren anderen physikalischen Gesetzen? Als Ökonom frage ich mich, warum dann nicht alle Hauseigentümer sofort und von sich aus in diese Energiewunder vom Schläge eines Perpetuum mobile investieren.

Welche Motive treiben das Uvek zu solchen Schaumschlägereien? Als Ökonom vermute ich, dass die in Bern genau wissen, dass der Widerstand gegen Preiserhöhungen und Verbrauchsbeschränkungen die Energiewende verhindern würde. Deshalb missionieren sie faktenwidrig gegen den beschworenen Weltuntergang und für den Verzicht, den sie euphemistisch mit Suffizienz verschleiern.

Die erwähnten Videos finden Sie unter www.uvek.admin.ch/dokumentation/02501/03598

Drei Männer mit Dame

Von Hansrudolf Kamer— Die EU sucht einen Kommissionspräsidenten und ringt um ihr Demokratieverständnis. Die Wahlen sind vorbei, die Spitzenkandidaten verursachen Kopfschmerzen.



Drei Männer in einem Boot mit Dame: Das Bild aus dem sommerlichen Schweden hätte bezaubern können. Der schwedische Ministerpräsident Fredrik Reinfeldt (konservativ) hatte David Cameron

(konservativ, Britannien), Mark Rutte (liberal, Niederlande) und Angela Merkel (CDU, Deutschland) nach Harpsund eingeladen, um über das Demokratieverständnis in der Europäischen Union zu reden.

Der Hintergrund war gar nicht idyllisch. Der Konflikt ist ein grundsätzlicher und beschäftigt die EU seit Jahrzehnten. Die Dame war dafür, die Männer dagegen, dass der ehemalige luxemburgische Regierungschef Jean-Claude Juncker (konservativ) neuer Präsident der EU-Kommission wird. Also könnte man einen andern nehmen. Es gibt genügend Interessenten.

Aber da kommen deutsches Demokratieverständnis und deutsche Beharrlichkeit ins Spiel. Und Angela Merkel, die taktische Fehler gemacht hat, weswegen sie nun Gesichtswahrung praktiziert. Die EU ist ein kompliziertes Gebilde – keine Demokratie mit geordneten Verfahren, sondern ein Projekt, das jeweils beim Durchwursteln in der Praxis entsteht.

Vor allem ist die EU nicht Deutschland. Europäische Spitzenkandidaten waren eine deutsche Idee, entworfen vom Sozialdemokraten Martin Schulz, dem ehrgeizigen Vorsitzenden des EU-Parlaments. Europas Wähler sollten so aus ihrer europapolitischen Lethargie erweckt werden. Was national funktioniert – in Deutschland –, sollte Europa zum Heil gereichen.

Der siegreiche Spitzenkandidat, Repräsentant der in den Wahlen ermittelten grössten Fraktion europaweit, sollte dann als Nachfolger des Portugiesen José Manuel Barroso (konservativ) Kommissionspräsident werden. Juncker wäre dieser Mann.

Sehr demokratisch? Nein, meinen Briten, Niederländer und Schweden. Sie sind gegen Juncker als Politiker – zu sehr Zentralist –, aber noch mehr gegen ein vom Parlament vorgespurtes Verfahren zur Bestimmung des Kommissionspräsidenten. Im Vertrag von Lissabon steht nichts von Spitzenkandidaten

Er gibt dem Rat der Regierungschefs das Prärogativ, den Chef der Kommission vorzuschlagen. Dieser wird dann vom EU-Parlament bestätigt oder abgelehnt.

Der Machtanspruch des Parlaments hatte 1999 die Kommission Santer zum Rücktritt gezwungen. Diese war durch eine Korruptionsaffäre um die französische Kommissarin Edith Cresson erschüttert worden. Es folgten nach einer kurzen Übergangszeit die Kommissionen Prodi und Barroso. Die zweite Kommission Barroso war 2010 erstmals unter dem Vertrag von Lissabon angetreten.

Nun finden Juristen und Politiker in diesem dichten Vertragskonvolut sicher Argumente für die oder andere Sicht der Dinge. Nichts in der EU ist eindeutig oder kristallklar. Auch Vertragstreue ist Interpretationssache. Sie untersteht, wenn es wichtig wird, immer dem politischen Diktat – siehe Euro-Krise.

Cameron hat sich exponiert und Juncker öffentlich abgelehnt. Sein Veto allein kann aber den Luxemburger nicht verhindern. Er hat deshalb angedeutet, dass er die für 2017 versprochene Abstimmung über die britische Mitgliedschaft in der EU vorverlegen müsste. In der deutschen Presse wurde das herdentriebmassig als Austrittsdrohung verurteilt.

Merkels erster taktischer Fehler war, dass sie überhaupt auf die Idee des Spitzenkandidaten

eintrat. Sie machte es, um ihren Koalitionspartner, die SPD, zufriedenzustellen, der nach dem lausigen Ergebnis der Bundeswahl notorisch an Profilsucht leidet. Nun muss sie Schulz mit einem einträglichen Posten versorgen, damit an dieser Front Ruhe herrscht.

In ihrer Regierungserklärung Anfang Juni hat Merkel im Bundestag gesagt, dass die britische Mitgliedschaft in der EU wichtig und für sie eine Priorität sei. Sie verstehe nicht, wie man diese Frage als Nebensächlichlichkeit abtun könne. Juncker erwähnte sie nur beiläufig. Ihre Unterstützung für den Luxemburger machte sie später wieder klar.

Stellvertreterkrieg

Es wird Zeit vergehen, bis sich der Nebel lichtet. Inzwischen haben die Tories mit grossem Aufwand die Nachwahl zum Unterhaus in Newark gewonnen und damit verhindert, dass die United Kingdom Independence Party (Ukip) einen Sitz in Westminster erringt. Der erste Erfolgsschwung der Populisten ist damit gebrochen. Cameron kann behaupten, dass seine Taktik – Verhandlungen mit der EU und dann Volksabstimmung – mehr Erfolg verspricht als eine Stimme für die Ukip.

Der Streit um Juncker ist ein Stellvertreterkrieg. Merkel braucht, wenn sie die liberalen Elemente der EU-Struktur bewahren oder ausweiten will, ein Gegengewicht zu Frankreich und die südlichen *big spenders*. Die Elemente sind Freihandel, weniger Regulierung und verantwortungsvolle Budgetierung. Das Gegengewicht sind Britannien, die Niederlande, Schweden und einige andere.

Von Helmut Kohl hat Angela Merkel das Aussitzen «unlösbarer» Probleme gelernt. Das wird ihr auch diesmal helfen.



Vertragstreue ist Interpretationssache: Cameron, Merkel, Reinfeldt, Rutte in Harpsund.

Finma, Feuerwehr, Finanzministerin

Von Christoph Mörgeli

Ausgerechnet die Finanzmarktaufsicht Finma soll personell verstärkt werden. Diese Aufstockung betreffe eine Feuerwehr, die bislang sämtliche Grossbrände übersehen hat, dafür mit Blaulicht und Sirenengeheul an Orte raste, wo nicht mal ein Kerzchen brannte. Wenn die Finanzfeuerwehrlaute auf eine veritable Feuersbrunst stiessen, liessen sie ihre Schläuche im Magazin, um die Brandstifter mit Wasserschäden zu verschonen.

Vor zwei Jahren stellte die Finma in einem Bericht unmissverständlich fest, dass die einwandfreie Geschäftstätigkeit der Credit Suisse nicht mehr gewährleistet sei. Mit Verfügung vom 21. September 2012 rügte sie die CS wegen schwerer Verletzung des Gewährs- und Organisationserfordernisses. Dieser Bericht wurde dem Parlament und den zuständigen Kommissionen vorenthalten. Die KPMG als Revisionsgesellschaft der CS verletzte Bank- und Börsengesetze, indem sie Verwaltungsrat und Geschäftsleitung an den Generalversammlungen 2013 und 2014 vollumfänglich entlastete.

Erst am Tag, als die Busse der US-Behörden in der Höhe von 2,815 Milliarden Dollar ausgesprochen wurde, veröffentlichte die Finma eine Kurzfassung des Untersuchungsberichts. Heute lautet die entscheidende Frage: Wusste Eveline Widmer-Schlumpf, die seit 2012 in den USA verhandelt, dass die einwandfreie Geschäftstätigkeit der CS seit September 2012 nicht mehr gewährleistet war?

Ein Nein wäre eine Katastrophe. Dann hätte die Finanzministerin in den USA versucht, einen Düsenjet mit einer veralteten Betriebsanleitung zu steuern. Sie müsste jetzt erklären, wieso die Finma den Bericht dem Parlament und sogar ihr vorenthalten hat. Ein Ja wäre eine Katastrophe. Sie müsste jetzt sagen, ob sie den Bundesrat orientiert hat und weshalb keine personellen Massnahmen bei Verwaltungsrat und Geschäftsleitung der CS gefordert wurden.

Wusste Frau Widmer-Schlumpf, dass die KPMG Gesetze verletzte, als sie an zwei Generalversammlungen der CS die vollumfängliche Entlastung beantragte? Welche personellen Massnahmen bei der Finma gedenkt sie anzuordnen? Übernimmt Frau Widmer-Schlumpf die Haftung für allfällige Schadenersatzforderungen von CS-Aktionären, die den Bund, die Finma und die KPMG einklagen können? Was macht sie mit ihrer unfähigen Finanzmarkt-Feuerwehr, deren Löscharbeit die USA erledigen?

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Outsourcing in Sachen Justiz

Von Peter Bodenmann — Das Wallis setzt das Prinzip der fremden Richter erfolgreich um.



Lausanne ermittelt: Walliser Weinhändler Giroud.

Alles, was geheim ist, läuft aus dem Ruder. Niemand hat mehr Geheimdienste als die USA. Niemand gibt mehr für die Armee aus als das einzige verbleibende Imperium der Welt. Die Resultate: Im Irak fanden die Amerikaner keine Massenvernichtungswaffen. Jetzt überrennen die Kämpfer des Isis Stadt für Stadt. Syrien versinkt im Chaos, Assad gewinnt den Machtkampf. In Afghanistan fügen die Taliban den aus der ganzen westlichen Welt zusammengezogenen Truppen eine klägliche Niederlage zu. Snowden konnte – ohne dass jemand etwas bemerkt hat – fast alle wichtigen Daten der NSA runterkopieren. Und jagt seit einem Jahr die Verantwortlichen mit der Veröffentlichung derselben häppchenweise durch das Unterholz.

Ueli Maurer will mehr Kompetenzen für seinen ach so effizienten helvetischen Geheimdienst. Zu was das führen wird, zeigen die bisher bekanntgewordenen Fakten im Fall Giroud. Ein Weinhändler, ein Privatdetektiv, ein Ruag-Hacker und ein Geheimagent des Bundes sitzen in Genf in Untersuchungshaft. Sie haben gemeinsam versucht, die Computer von zwei Journalisten zu knacken. Welche Computer sonst noch? Warum nicht den von Giroud-Gegner Christophe Darbellay?

Jeder versucht – wie das nach dem Auffliegen von Schmiererstücken üblich ist –, dem anderen die Schuld zuzuschieben. Der Ruag-Hacker und der Privatdetektiv glaubten, sie

würden für den Geheimdienst von Ueli Maurer arbeiten. Der VBS-Agent seinerseits will keinen Zugriff auf die Daten des Bundes gehabt haben. Wahrscheinlich genauso wenig wie Edward Snowden auf die NSA-Daten.

Zur Erinnerung: SVP-Nationalrat Oskar Freysinger wollte im Jahre 2011 seinen Freund Geert Wilders ins Wallis einladen. SP-Gemeindepräsident Michel Dubuis erteilte den beiden in Savièse ein Saalverbot. Dominique Giroud stellt seinem Freund Oskar Freysinger umgehend sein düsteres Schloss samt Konferenzraum zur Verfügung. Für den Fall des Falles. Unter dem Druck der Medien bekamen alle kalte Füße.

Jetzt hat das Wallis eine neue Form von Outsourcing erfunden. Gegen Dominique Giroud ermitteln die Lausanner Strafbehörden wegen Weinpanscherei und Steuerhinterziehung. Auf Kosten des Kantons Waadt. Gegen Giroud und seine Freunde geht der Genfer Staatsanwalt vor. Unsere vier Computer-Knackis sitzen auf Kosten des Kantons Genf in dessen überfüllten, teuren Gefängnissen.

Die Walliser lassen – wenn es nicht gegen Sinti und Roma geht – fremde Polizisten und Richter für sich arbeiten. So effizient hat bisher noch niemand Outsourcing betrieben. Und in Bern hat Ueli Maurer seinen Laden weiter nicht im Griff.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Gute Gesundheit, Schawinski

Von Kurt W. Zimmermann — Roger Schawinski klagt beim Gerichtshof für Menschenrechte. Er ist chancenlos, aber darum geht es nicht.

Meist geht es in Strassburg um Kriegsverbrechen, Verhaftungen und Immigranten. Um Radios und Radiokonzessionen geht es selten.

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat sich nur einmal explizit mit einer Radiokonzession beschäftigt. Im Jahre 2000 vergab Österreich die Sender neu. Der Kanal 92.9 Hit FM bekam keine Konzession mehr. Er klagte, verlor in allen Instanzen und beschwerte sich zuletzt wegen Verletzung von Artikel 10, dem Menschenrecht auf freie Meinungsäusserung.

Das Urteil in dieser Sache – volle zehn Jahre später – war klar. Aber bevor wir zum Urteil kommen, kommen wir zu Roger Schawinski.

Auch Schawinski geht an den Gerichtshof für Menschenrechte. Er hatte von der Staatsbehörde verlangt, ihm Radio Südostschweiz und Radio Argovia zuzuschancen. Er bekam sie nicht. Er klagte, verlor in allen Instanzen und beschwert sich nun in Strassburg wegen Verletzung von Artikel 10.

«Toibeli-Bueb» Schawinski kommentierte der *Tages-Anzeiger* in einem Blog.

Das hat etwas. Um seinen Furor zu verstehen, muss man die Akteure dieses Radio-Dramas näher kennen. Die Widersacher Schawinskis sind die Verleger Hanspeter Lebrument und Peter Wanner. Sie sind eine andere Typenklasse.

Lebrument hat als Journalist angefangen und in Graubünden seine Somedia-Mediengruppe mit heute 128 Millionen Franken Umsatz aufgebaut. Er führt Tages- und Wochenzeitungen, Radio- und TV-Sender. Lebrument ist Familienunternehmer. Er wird seinen Kindern ein hübsches Unternehmen übergeben. Sie arbeiten bereits im Haus.

Wanner übernahm von seinem Vater einen Aargauer Kleinverlag und baute ihn zu einem 240-Millionen-Medienhaus aus. Er hat Zeitungen, News-Portale im Internet und diverse Radio- und TV-Sender. Wanner ist Familienunternehmer. Er wird seinen Kindern ein hübsches Unternehmen übergeben. Sie arbeiten bereits im Haus.

Schawinski ist kein Familienunternehmer. Er hat keine nachhaltige Firma aufgebaut. Heute gehören ihm nur die finanziell erfolglosen Radiosender Radio 1 und Planet 105. Sein hübsches Unternehmen, die damalige Belcom, hat er schon 2000 lieber an Tamedia verkauft.

Lebrument und Wanner nahmen darum Schawinski nie richtig ernst. Aus Sicht ihrer Unternehmersdynastie spielt er in einer be-



Radio-Drama: Unternehmer Schawinski.

langlosen Liga. Für sie ist er bloss ein Monopolisten-Kritiker, der seine Firma teuer einem Monopolisten verkaufte.

Schawinski ahnt diese Geringschätzung. Seit Jahren kämpft er emotionsgeladen gegen die «Monopolisten» Lebrument und Wanner. Er argumentiert, die Konzessionen für ihre zwei Sender Radio Südostschweiz und Radio Argovia seien unzulässig, weil beide Verlage in ihrem Einzugsgebiet ein «undemokratisches Monopol» aufgebaut hätten.

Persönliche Spannungen führen oft zu Irrationalität im Handeln. So geht Schawinski nun nach Strassburg. Er wird keine Chance haben, wie die vergangene Rechtsprechung zeigt. Im Fall des österreichischen Radios 92.9 Hit FM entschied der Gerichtshof für Menschenrechte eindeutig: Auch Restriktionen der Meinungsäusserung sind nicht Sache des Gerichts, sondern liegen in der Kompetenz der nationalen Behörden («the margin of appreciation left to the national authorities»).

Schawinski wird also verlieren. Und er wird warten. Ich habe einen Spezialisten gefragt, Rechtsprofessor Stefan Weber vom Europa-Institut an der Universität des Saarlandes. Seine Prognose: «Entweder wird die Beschwerde nach gewisser Zeit abgeschmettert, oder dann bekommt er das Urteil in etwa zehn Jahren.»

In zehn Jahren ist Schawinski 79 Jahre alt. Wir wünschen bis dahin gute Gesundheit.

In aller Munde

Von Beatrice Schlag — E-Zigarette oder Tabak?

29 Millionen EU-Bürger haben vor zwei Jahren an E-Zigaretten genuckelt, vor allem jüngere. Seither wurden 240 neue Geschmacksrichtungen lanciert. Noch gibt es keine



Studien über die gesundheitliche Langzeitwirkung der Dampfzigaretten mit Nikotinfilter. Sie dürfen in der Schweiz nicht verkauft werden. Aber wer sie will, findet im Internet eine reiche Auswahl. Gesetzliche Vorschriften sind so gut wie inexistent, obwohl kein Mensch genau weiss, wie die chemischen Mischungen der einzelnen Sorten zusammengesetzt sind. Die meisten Forscher vermuten, dass Tabakraucher, die es schaffen, ganz auf E-Zigaretten umzustellen, ihren Lungen weniger Schaden zufügen. Die Frage, die Gesundheitsbehörden sehr viel mehr umtreibt, ist eine andere: Können E-Zigaretten mit Nikotinfilter durch coole, auf junge Menschen abzielende Wirkung zum Einsteigerprodukt für Tabak werden?

Genau darauf setzt Big Tobacco in den USA. Noch sind die harten Glimmstängel weit davon entfernt, den Tabakzigaretten den Rang abzulaufen. Dennoch wird in den nächsten Tagen eine Tochterfirma von Reynolds American, der Herstellerin von Camel-Zigaretten, die E-Zigarette Vuse auf den Markt bringen. Marlboro-Produzentin Altria folgt Ende Jahr mit Mark Ten. Ihre Trumpfkarte: Während TV-Werbespots für herkömmliche Tabakprodukte seit Jahren verboten sind, darf für E-Zigaretten auch im Fernsehen geworben werden. Also werden Kids wieder sehen, was schon ihre Eltern zum Rauchen animierte: die Zigarette als sexy Accessoire für freiheitsliebende Rebellen und verführerische Frauen. Stephanie Cordisco, Präsidentin von Reynolds, drückt es natürlich anders aus: «Wir wollen sichergehen, dass unsere Industrie diesmal auf der richtigen Seite steht. Wir wollen Tabakgenuss neu definieren.» Neudefinition des Tabakgenusses im Land der hysterischsten Anti-Raucher-Kampagnen der Welt? Big Tobaccos Lobbyisten werden es möglich machen. Wer's nicht glaubt: In welchem Land prangen auf Zigarettenpackungen weder abstossende Farbbilder von aufgebahrten Toten und Raucherbeinen noch fettgedruckte Warnungen über die tödlichen Folgen des Rauchens? Sie haben richtig geraten.

«... Herr Mörgeli würde sofort wieder angestellt.»

Peter Inderbitzin



«Ziel erreicht»: Zürcher Bildungsdirektorin Aeppli.

Krampfgeist

Nr. 24 – «Fall Aeppli: Fakten und Folgen»
von Philipp Gut

Angenommen, Christoph Mörgeli wäre SP-Mitglied, Frau Aeppli, Herr Brändli und Herr Condrau wären SVP-Mitglieder: Was würde passieren? Herr Mörgeli würde sofort wieder angestellt. Frau Aeppli, Herr Brändli und Herr Condrau würden fristlos entlassen.

Peter Inderbitzin, Steinen

Noch in guter Erinnerung ist die ebenfalls von der *Weltwoche* offengelegte Intrige des Berner Gesundheitsdirektors Philippe Perrenoud gegen den verdienten Professor und Klinikleiter Werner Strik. Die Beweggründe waren von persönlicher und niedrigster Art, getarnt als Strukturreform. Die Übung, für deren Durchführung in der Klinik «Waldau» tatsächlich neue Strukturen geschaffen wurden, war glücklicherweise ein totaler Misserfolg, kostete die Steuerzahler aber wohl Millionen. Dank des Jura-Privilegs wurde Perrenoud trotz Stimmenunterlegenheit inzwischen als Regierungsrat wiedergewählt.

Von vergleichbarer Art war die Agitation der Zürcher Regierungsrätin Regine Aeppli, die sich im Fall Mörgeli kompetenzüberschreitend in die Querelen an der Universität einmischte, um dort ihren wirkungsvollen Beitrag zur Entfernung eines politisch missliebigen Professors zu leisten. Anders als in Bern wurde das Ziel der Intriganten in Zürich

erreicht; aber wie in Bern wird auch hier der Steuerzahler die damit verbundenen Kosten zu tragen haben.

Hans Christian Müller, Zürich

Wenn man dieses Foto sinnbildlich ins Tierreich übertragen würde, hiesse es: «Vorsicht, die Kobra schlägt gleich zu!» Politiker lügen, wenn es hilft!

Benno Blatter, Malix

Jeder Mensch kann sich beim fotografiertwerden erwischen lassen. Jeder bietet in seinem Gesicht Dutzende Male in einer Minute eine zufällige Entstellung, wenn die Miene von einem kontrollierten Ausdruck in den nächsten übergleitet. Der Schnappschuss, der diese Miene erappt, verlangt keinen Könner an der Kamera. Jeder Laie erhält bei beliebigem Auslösen etliche solcher Bilddokumente nichtssagender mimischer Unvorteilhaftigkeit. Wenn Journalisten öffentliche Personen bei einer moralischen oder rechtlichen Verfehlung erwischen, haben sie die Umstände rücksichtslos-gründlich auszuarbeiten und zu vermitteln.

Dazu braucht es Übersicht, Klasse und wahrscheinlich manchmal Mut. Für die schäbige Abbildung von Regine Aeppli auf der Titelseite nicht. Bedauerlicherweise entspricht das Cover aber dem Krampfgeist, der noch gar nicht so lange die Zeitung prägt, in dieser Form erst seit der unseligen Mörgeli-Berichterstattung.

Stefan Györke, Erlenbach

Was hat das mit den Roma zu tun?

Nr. 24 – «Hässliches Frankreich»; Editorial
von Roger Köppel

Antisemitismus gibt es seit Jahrhunderten auf der ganzen Welt, er wird wohl nicht aus einer Laune der Völker heraus entstanden sein; und natürlich gibt es ihn auch in Frankreich. Aber was hat Antisemitismus mit der Abschiebung der Roma zu tun, die Sarkozy richtigerweise angeordnet hat? Ich glaube übrigens nicht, dass man Antisemitismus mit «Aufarbeitung» beseitigen kann. Man kann seine Auswirkungen unter Strafandrohung verbieten, das funktioniert bereits, aber mehr auch nicht.

Anne Röthlin, Rüslikon

T. Rex auf LSD

Nr. 24 – «Heiliger Marx der Zweite»;
Kolumne von Christoph Mörgeli

Der Kolumnist propagiert uneingeschränkt den Kapitalismus, den er als einzige Alternative zum Kommunismus zu kennen scheint. Hat denn Herr Mörgeli nicht miterlebt, wie nach dem Scheitern des real existierenden Sozialismus der überlebende real existierende Kapitalismus sich benommen hat wie ein T. Rex, der LSD gefressen hat? Das Ergebnis ist bekannt. Also bitte nicht unbeschränkten Kapitalismus als einzige Variante dem Kommunismus gegenüberstellen. Es gibt zum Beispiel auch noch die christliche Soziallehre.

Andreas Henrici, Zürich

Erschaffung des Menschen

Nr. 24 – «Wie ich künstlich befruchtet wurde»
von Zoë Jenny

Die Medizin hat viel Brauchbares entwickelt, aber um die Erschaffung des Menschen sollte sie sich besser nicht kümmern.

Monika Weibel, Merzligen

Eine ganze Generation Mütter und Väter pauschalisierend zu beschuldigen und anzuprangern, wie das Zoë Jenny mit ihrer Elterngeneration tut, dass diese im «Marihuana-Rausch besinnungslos ihre Kinder zeugte» und diese Kinder danach grob vernachlässigte, ist ein starkes Stück! Ich kann diese Behauptung aus meiner jahrelangen Erfahrung in der Arbeit mit Kindern und Eltern, auch aus der erwähnten Generation, in keiner Weise akzeptieren. Die grosse Mehrheit der Eltern kümmert sich glücklicherweise – früher wie heute – mit Liebe und Engagement um ihre Kinder. Elisabeth Meier, Aesch

Kleines Meisterwerk

Nr. 24 – «Flamboyant, entlarvend,
raddatzisch»; Karl Lüönd über Fritz J. Raddatz

Diese Rezension ist ein kleines Meisterwerk. Ich selber war mir völlig unschlüssig, wie und

wo ich Raddatz einreihen sollte (ohne ihn in eine Schublade zu stecken). Raddatz schreibt brillant, mit viel Sinn für Sprache und Orthografie – die er mit viel Sprachgefühl ab und zu anpasst. Seine Gedanken zum Alter sind nachvollziehbar, aber es schimmert immer wieder eine gewisse Tuntenhaftigkeit durch, die ihn vermutlich viele Freunde gekostet hat. Auch die bissigen Schilderungen seiner intellektuellen Umgebung sind mit Genuss zu lesen, wenn auch nicht immer nachvollziehbar. Kein langweiliges Buch. *Fritz Peter, Uitikon*

Barbarei

Nr. 24 – «Korrekt gequält»;
Kolumne von Andreas Thiel

Andreas Thiels Dialog veranschaulicht treffend die emotionale Armseligkeit bestimmter Forscher, darunter auch Nobelpreisträger. Tierversuche sind Barbarei, die als Wissenschaft daherkommt.

Werner Kieser, Zürich

Putin weiss, was er will

Nr. 24 – «Politik der Brandstiftung»;
Stephan Hille über Russland

Der Autor mag wohl mit seinem Artikel Gegensteuer etwa zum Interview mit Frau Simonjan geben, seine Erkenntnisse sind allerdings enttäuschend! Was Putin wirklich wolle, sei unklar, schreibt er. Putin weiss aber ganz genau, was er will. Vorerst hat der russische Präsident dem Westen klargemacht, dass er «Sandkastenspiele» vor seiner Haustür nicht duldet und dass er Ordnung vor dem Haus will. Ob der neue ukrainische Präsident Poroschenko diese Ordnung herbeiführen kann, bleibt eine offene Frage. Eines ist sicher, mit einer Absichtserklärung, der Europäischen Union oder gar der Nato beizutreten, wird er sein Problem nicht lösen können. Und Putin hat zumindest fürs Erste in Russland ein neues Selbstwertgefühl geschaffen, wie einst Ronald Reagan in den USA. Man muss im Westen Putin nicht verstehen, man muss ihn nur ernst nehmen, Wirtschaftssanktionen sind da wenig hilfreich.

Beda Düggelin, Zürich

Ich habe diesen Artikel mit Genugtuung und mit Vergnügen gelesen. Ich finde es nicht richtig, ständig Putins Politik zu entschuldigen und Fehler nur im Westen zu suchen.

Renata Vendr, Zürich

Russland sucht seine alte Stärke und lässt sich ohne Gewalt nicht stoppen. Ist denn die Ukraine eher Russland zuzurechnen oder eher den alten Besitzern Grossbritannien oder Frankreich? Wie haben sich die USA gegenüber Kuba verhalten? Oder hat die EU (dieser Staat, den es gar nicht gibt) ein Recht, hier De-

mokratie zu predigen, wenn sie es nicht mal zu Hause damit ernst meint? Das Recht des Stärkeren wird sich noch lange durchsetzen, wie die Schweiz auch in den letzten Jahren wieder erfahren hat. Mir ist eine Welt der Blöcke lieber als eine der grenzenlosen Einmischung.

Rolf Gaugler, Eschenbach

Korrigenda

Bei der Schlussredaktion des Artikels «Politik der Brandstiftung» (Nr. 24/14) ist ein Fehler passiert. Es muss heissen: «Denn bis Februar und März 2014 hatte es weder auf der Krim noch im Osten der Ukraine eine nennenswerte separatistische Strömung gegeben.» Fälschlicherweise wurde die Jahreszahl 2004 angegeben.

Wir bitten den Autor um Entschuldigung.

Die Redaktion

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



IHR NEUER
CHEF?

www.stellen-anzeiger.ch

 **STELLEN-ANZEIGER**
Das Schweizer - Jobportal

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man seine Nachbarin darauf hinweisen, dass die Konfitüre, die sie einem über den Gartenzaun hinweg geschenkt hat, verschimmelt war? *Till Schneider, per Mail*

Mögen Sie Ihre Nachbarin und wollen auf keinen Fall Ihr gutes Verhältnis damit belasten? Behalten Sie den Schimmelvorfall für sich. Entsorgen Sie das Glas unauffällig (zum Beispiel im Büromüll). Angeblich ist Konfitüre mit einem Zuckergehalt von über fünfzig Prozent nach Entfernen der vom Schimmel befallenen Stellen sogar noch essbar. Aber vielleicht sind Sie ja aus irgendeinem Grund froh, wenn Sie bei nächster Gelegenheit beiläufig erwähnen können, dass die Erdbeerkonfitüre von vergangener Woche zwar unheimlich fein gerochen habe, aber leider von Schimmel befallen gewesen sei. Wenn der kleine Teufel in Ihnen gerade erwacht, fragen Sie Ihre Nachbarin höflich, ob vielleicht ein neues Glas ohne Schimmel verfügbar sei. Sie sehen, die Schimmelkonfitüre ist ein Trumpf in Ihrer Hand. Sie müssen ihn nur richtig spielen.

David Schnapp

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Der 27. Kanton der Schweiz

Bern steckt viel Geld und Geist in den Aufbau des Kosovos und in die Betreuung der Kosovaren in der Schweiz. Doch die junge Nation kommt nicht vom Fleck. Von den 200 000 Landsleuten, die hier leben, sieht kaum einer eine Zukunft in der alten Heimat. *Von Markus Schär*



Held der Eidgenossenschaft: Valon Behrami.

Wie Winkelried stürzt sich der Kosovare in den Kampf. Er grätscht im eigenen Strafraum, stürmt mit dem Ball über den Platz, rappelt sich nach einem Foul auf und spielt den Pass, der zum Siegesgoal führt. Valon Behrami, geboren im zerrissenen Mitrovica und aufgewachsen im Tessin als ein von der Abschiebung bedrohter Asylbewerber, macht sich in der Schlussminute des Spiels gegen Ecuador zum Helden der Eidgenossenschaft. Und damit auch Granit Xhaka mit Eltern aus Pristina, Xherdan Shaqiri aus Gnjilane oder auch Admir Mehmedi aus Gostivar in Mazedonien, zehn Kilometer von der Grenze zum Kosovo.

Sie zeigen den Zehntausenden von jungen Albanern in der Schweiz, was Secondos erreichen können. Aber auch Bashkim Zejnullahu dient diesen als Vorbild, sogar als geeignete-

res: Anders als die Fussballer mit ihren Millionengagen, die derzeit für die Ehre der Schweizer wie auch der Albaner, vor allem aber für ihren eigenen Marktwert spielen, gibt er seinem Herkunftsland etwas zurück.

Investition in der Heimat

«Das Kosovo ist ein Land der Möglichkeiten», schwärmt Bashkim Zejnullahu in breitem Berndeutsch, als er den Besuchern aus der Schweiz seine Fabrik in Klllokot vorführt. 1991 folgte er mit sechzehn seinem Vater nach Worb BE, ohne ein Wort Deutsch zu sprechen. Er kämpfte sich durch das zehnte Schuljahr und durch eine kaufmännische Lehre, stieg «als Hobby» in den Immobilienhandel ein und wagte 2002 eine erste Investition, eine Tankstelle, in seiner Heimat.

Der Unternehmer grinst: «Als ich 2007 zurückkam, hatte ich keine Ahnung vom Kosovo.» Er liess sich deshalb auch nicht von all den Plagen für die Investoren lähmen: Bürokratie, Korruption und Konflikte mit den Minderheiten, vor allem auch Rechtsunsicherheit, da aufgrund fehlender Kataster niemand weiss, wem das Land gehört. Bashkim Zejnullahu baute nach seiner Tankstelle eine Brikettpresse auf, dann eine Getreidemühle und jetzt eine Pelletanlage, in der er Sägereiabfälle zu Heizstoff verarbeitet, dies dank einer halben Million Franken vom Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco). Bei aller Hoffnung gibt er aber zu: «Von meiner Familie hat sonst niemand den Mut, ins Kosovo zurückzukommen.»

Denn immer weniger Kosovaren glauben an ein Land der Möglichkeiten. In der gegen

200 000 Köpfe zählenden Schweizer Diaspora, der zweitgrössten weltweit, denken immer mehr Auswanderer nicht an die Rückkehr, sondern an das Nachziehen ihrer Clans. Seit die serbische Provinz 2008 ihre Unabhängigkeit erklärte, von der Schweiz überstürzt anerkannt, versinkt das Land tiefer in der Hoffnungslosigkeit – weil es überbehütet wird: Die Heerscharen von Beobachtern und Beratern wachen über den fragilen Frieden zwischen den Ethnien, drängen die Politiker zu Rechtsstaatlichkeit und sorgen für das Überleben der Menschen, schaffen aber keinen Aufschwung.

Mit einem Bruttoinlandprodukt pro Kopf von 4015 Dollar kommt das Kosovo auf ein Zehntel des EU-Durchschnitts und liegt im weltweiten Vergleich auf dem 104. Rang, hinter Namibia oder Jamaika. Und mit 270 000 Arbeitslosen, was offiziell einer Quote von 31 Prozent entspricht, erreicht das Land im krisengeplagten Europa den höchsten Wert. Drei Viertel der Jungen finden keine Arbeit.

Vor den Wahlen am 9. Juni lieferten sich die Spitzenkandidaten eine Auktion mit ihren Versprechen: Vize-Regierungschef Behgjet Pacolli verhiess 150 000, Regierungschef Hashim Thaci 200 000 neue Arbeitsplätze, und Ex-Ministerpräsident Ramush Haradinaj versprach gar einen Monatslohn von tausend Euro – das

«Von meiner Familie hat niemand den Mut, ins Kosovo zurückzukommen.»

Dreifache des aktuellen Durchschnitts. Solche Zahlen seien völlig unrealistisch, sagte ein Vertreter der Weltbank im Kosovo, über eine Strategie betreffend Auslandsinvestitionen könne man mit der EU erst nach einem Regierungswechsel reden. Von wenig Hoffnung zeugt denn auch die Gleichgültigkeit der Diaspora: Von den mehr als 700 000 Kosovaren, die in aller Welt leben, meldeten sich gerade mal 3900 Personen für die Wahlen an.

Die Politiker, die an vorderster Front kämpfen, haben eine Schweizer Vergangenheit. Da ist einerseits Behgjet Pacolli, 62: Aus ärmlichen Verhältnissen im Kosovo stammend, handelte er ab 1976 von der Schweiz aus für die Firma Inter Plastic im Ostblock mit Chemikalien und gründete 1990 in Lugano sein Bauunternehmen Mabetex, das vor allem die Gunst des russischen Staatschefs Boris Jelzin genoss. Angeblich als Mittelsmann der Amerikaner kümmerte er sich daneben um den Aufbau von Grossalbanien mit dem Kosovo, Albanien und Teilen von Mazedonien (siehe Seite 24) – jedenfalls mischt er jetzt, mit einem Palast bei Pristina protzend, massgeblich in der Politik des Kosovos mit.

Und da sind andererseits zwei der wichtigsten Freiheitskämpfer. Hashim Thaci, 46, der 1989 Studentenproteste in Pristina auslöste, bekam



«Land der Möglichkeiten»: Bashkim Zejnullahu.

1995 Asyl in der Schweiz, arbeitete im Limmattal als Rangierer und studierte osteuropäische Geschichte an der Uni Zürich. Ramush Haradinaj, 45, zog schon 1988 zu einem Onkel, der in Luzern ein Baugeschäft führte. Er wohnte später, ebenfalls als Flüchtling anerkannt, in Leysin VD und lebte von Jobs als Türsteher, Kraftsporttrainer oder Sicherheitsmann.

Die beiden Exilanten nutzten die Schweiz als Drehscheibe, um Waffen zu beschaffen. Und sie führten ab 1997 die «Befreiungsarmee» UCK, berüchtigt als «die Schlange» (Thaci) und «die Faust Gottes» (Haradinaj). Im Krieg sollen sie Serbinnen vergewaltigt, Zivilisten gefoltert und Gefangenen Organe für Transplantationen entnommen haben. Haradinaj stand dafür schon ab 2005 vor dem Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag, kam aber mangels Beweisen frei: Von den wich-

tigen Zeugen lebte nach Anschlägen und Unfällen keiner mehr. Und Thaci kommt voraussichtlich Ende Jahr vor ein internationales Sondertribunal, dem das kosovarische Parlament im April unter dem Druck der EU und der USA zustimmte.

«Unterweltboss des Kosovos»

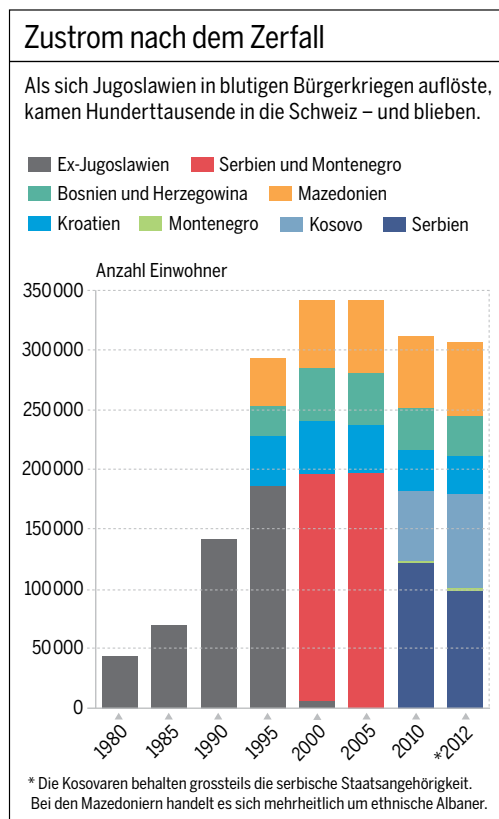
Der immer noch amtierende Regierungschef Thaci gilt gemäss einem Bericht, den Ex-Ständerat Dick Marty 2011 für den Europarat erarbeitete, als «Kopf einer kriminellen Vereinigung», ja gemäss Geheimdiensten gar als «Unterweltboss des Kosovos». Und das Geschäft der ehemaligen Widerstandskämpfer prägt die Schweiz weiterhin: Hier läuft der Handel der albanischen Clans mit Drogen, Waffen und Prostituierten zusammen, dazu gemäss den Erkenntnissen der Bundespolizei zunehmend der Menschenschmuggel mit gefälschten Dokumenten.

Im Kosovo mit seinen 1,8 Millionen Menschen kümmern sich derweil Tausende von Funktionären aus aller Welt um Frieden, Sicherheit und Rechtsstaatlichkeit. Die multinationale Truppe Kfor hält mit 5000 Mann die Albaner und die Serben auseinander, vor allem in der geteilten Stadt Mitrovica, wo seit dem Krieg 1999 immer noch ein Dreckhaufen die wichtigste Brücke sperrt. Dazu gehört, allerdings strikt nur mit gewaltfreien Einsätzen, auch die Swissscoy-Truppe: Das Parlament stockte ihren Bestand in der laufenden Session von 200 auf 235 Armeeinghörige auf und sprach dafür ein jährliches Budget von 44 Millionen Franken bis Ende 2017. «Die Schweizer», sagen die Offiziellen vor Ort, «sind wohl die Letzten, die abziehen.»

Für die «Rechtsstaatlichkeitsmission» der EU, Eulex, kämpfen 2035 Polizisten, Richter, Zollbeamte und Gefängnisaufseher gegen Kriminalität und Korruption. Dazu kommen weitere gutbezahlte Funktionäre: 130 von der EU und 360 vom Kosovo-Team der Uno. Und schliesslich stellt die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE), der dieses Jahr Bundespräsident Didier Burkhalter vorsitzt, mit 600 Leuten ihre grösste Vertretung im Kosovo.

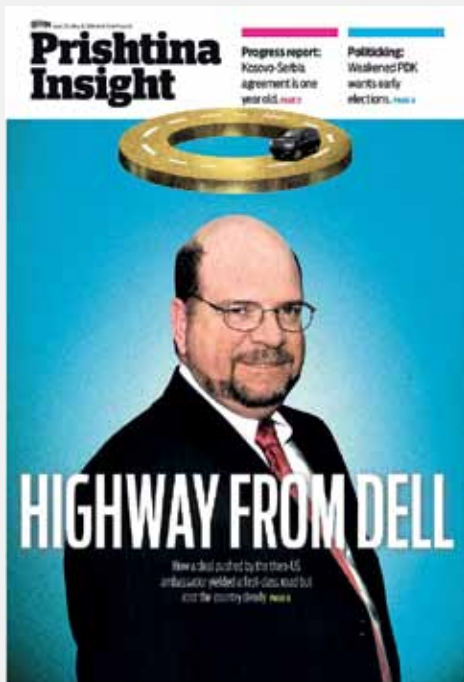
Die OSZE-Delegation fällt allerdings vorwiegend durch Unsichtbarkeit auf: Die Organisation kann nur mit dem Konsens der 57 Mitgliedstaaten entscheiden – wichtige Staaten, so etwa Russland, anerkennen das jüngste Land Europas noch nicht einmal. «Neunzig Prozent dessen, was die OSZE tut, sind unnütz», schimpften einheimische Kritiker, als das Aussendepartement bei einer Medienreise die Leistungen der OSZE vorführte. «Es braucht keine weiteren Institutionen, die dasselbe tun: Sie verschwenden damit nur Geld.»

Davon lassen sich die Schweizer in Pristina nicht beirren. Die Schweiz sorgt dafür, dass das junge Land die Strukturen bekomme, die



Protektorat Amerikas

Die USA bauen Grossalbanien zum Stützpunkt aus, die Schweiz macht mit.



«Zeus des Kosovos»: US-Botschafter Dell.

«Die Amerikaner zu kritisieren, ist im Kosovo ein Tabu», sagt die mutigste Journalistin des Landes. Jeta Xharra legt sich in ihrer TV-Sendung «Jeta në Kosovë» (doppeldeutig «Leben im Kosovo») mit allen Politikern an. Vom ehemaligen US-Botschafter Christopher Dell aber musste sie sich vorführen lassen: Der Diplomat forderte sie 2011 auf offener Bühne auf, aus drei Couverts den Namen des Nachfolgers von Regierungschef Thaci zu ziehen – in allen drei Couverts stand ihr Name. «Sehen Sie», frotzelte der Botschafter, «ich habe Ihnen die Macht gegeben, Sie haben den Entscheid gefällt.»

Der Strippenzieher, als «Zeus des Kosovos» berüchtigt, höhnte damit über die Kritik an den Ereignissen wenige Monate zuvor. Dell lenkte im Februar 2011 per SMS die Wahl des schweizerisch-kosovarischen Bauunternehmers Behgjet Pacolli zum Staatspräsidenten. Und er zog, als das Verfassungsgericht die Wahl für ungültig erklärte, tatsächlich einen Namen aus dem Couvert: Auf seinen Befehl erkor das Parlament die damals 35-jährige, politisch unerfahrene, aber vom FBI ausgebildete Polizei-Vizechefin Atifete Jahjaga zur Staatspräsidentin.

Vor zwei Monaten wagten Journalisten den Tabubruch: «Highway from Dell» titelte das Magazin *Prishtina Insight*, das sich wie die TV-Sendung von Jeta Xharra auf das

Balkan Investigative Reporting Network stützt. Die Rechercheure deckten auf, wie Dell dafür sorgte, dass der Auftrag für den Bau der Autobahn von Pristina zur albanischen Grenze an den US-Konzern Bechtel mit seinem türkischen Partner Enka ging – wie jener in Albanien (zur Küste) und jener in Mazedonien (nach Skopje).

Die Autobahn, von den Politikern als Investition in eine bessere Zukunft gefeiert, kostete schliesslich statt der geplanten 400 Millionen Euro 838 Millionen – Geld, das im Staatsbudget von gerade mal 1,4 Milliarden für Schulen oder Spitäler fehlt, während die Autobahn nur den Touristen nützt, die im Sommer ans Meer fahren. Christopher Dell arbeitet jetzt, nach einem Zwischenhalt im Pentagon, für den Baukonzern Bechtel in Moçambique.

Der Bau der Autobahnen bestätigt, was ein ehemaliger jugoslawischer Geheimdienstler erklärt: Die Amerikaner denken seit den 1980er Jahren daran, Grossalbanien zu ihrem Stützpunkt am Mittelmeer auszubauen. Als wichtiger Mann diente ihnen Behgjet Pacolli, der mit seinem Bauunternehmen Mabetex in Lugano zum reichsten Albaner der Welt aufstieg, vor allem dank skandalumwitterten Aufträgen, die er in den 1990er Jahren von der russischen Regierung unter Boris Jelzin bekam.

Um die Region zu kontrollieren, durch die neunzig Prozent des Drogenhandels nach Westeuropa geschleust werden und in Zukunft wichtige Gas- und Ölpipelines führen, machten die USA 1993 mit dem serbischen Herrscher Slobodan Milosevic aus, ihr Europa-Hauptquartier vom deutschen Ramstein ins Kosovo zu verlegen. Anfang 1999 sperrte sich der Serbe aber dagegen: Im Februar zwangen ihn die Amerikaner zu Friedensverhandlungen, im April griffen sie Belgrad an, und im August 1999 bauten sie ihren Stützpunkt Camp Bondsteel – auf ummauerten 386 Hektaren wachen dort jetzt bis zu 5000 Soldaten über die Region.

Es geht also um Geostrategie, und die Schweizer, die das Kosovo als einer der ersten Staaten anerkannten und als grosszügigster Geber unterstützen, lassen sich willig einbinden. Immerhin fördern sie als Neutrale die Kritiker des US-Protektorats Kosovo: Die Rechercheure des Balkan Investigative Reporting Network arbeiten auch mit Geld aus der Schweiz. *Markus Schär*

es als unabhängiger Staat brauche, sagt Christoph Lang vom Schweizer Koordinationsbüro: «Wir gehen davon aus, dass das Kosovo irgendwann zu Europa gehört – das tönt immer etwas komisch, weil wir nicht dazugehören wollen.»

Die Selbstkritik wäre nicht nötig. Einerseits dient die Schweiz als wichtigstes Tor nach Westeuropa. Von den 1,6 Millionen Passagieren, die letztes Jahr vom Flughafen Pristina abflogen, reisten 331 000 nach Zürich, 129 000 nach Basel und 80 000 nach Genf, also mehr als ein Drittel in die Schweiz. Die Botschaft stellt als Konsularcenter für den ganzen Westbalkan denn auch täglich 400 bis 500 Visa aus. Andererseits helfen die Schweizer im Kosovo äusserst grosszügig: «Die Schweiz steht unter den Geberländern an vierter Stelle», stellen die Diplomaten fest, «und sie wird noch wichtiger, weil andere aussteigen.»

Nicht weniger als 88 Millionen Franken sicherte Bundespräsident Didier Burkhalter bei seinem Besuch im April dem Land bis 2016 zu. Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit und das Staatssekretariat für Wirtschaft – die Abgrenzung ist unklar – setzen es ein, um die Bürgerbeteiligung in den Gemeinden zu stärken, die Wasserversorgung zu sichern oder die unvermeidlichen Steckenpferde wie Genderfragen, Klimaschutz oder Traumatherapie zu pflegen. Dazu kommen die Rückkehrhilfen des Bundesamtes für Migration und die Kosten für die Swisscoy – viel Geld für bisher

«Wir gehen davon aus, dass das Kosovo irgendwann zu Europa gehört.»

wenig Ertrag, wie auch der Bundespräsident einräumte. «Man kann das Schweizer Modell, etwa der Demokratie oder der Berufsbildung, nicht einfach exportieren», stellte Burkhalter in Pristina fest, «das ist die Kultur.»

Milliarden versickern

Weil es die Kultur für einen demokratischen Rechtsstaat nicht gibt, versickerten bisher die Milliarden der Geber aus aller Welt. Die USA wenden sie auf, um Grossalbanien zum Stützpunkt aufzubauen, die EU strebt mit dem Einbezug von Serbien und dem Kosovo die Befriedung des Balkans an, nur die Schweiz hilft scheinbar ohne eigene Interessen: Im Kosovo sind die Amerikaner die Regenten, die Europäer die Bürokraten, die Schweizer die Sozialarbeiter. Weshalb? «Wenn es hier knallt», sagt ein Diplomat, «dann hat die Schweiz ein Problem.»

Er meint: Wenn der junge Staat scheitern und der Krieg zwischen den Ethnien wieder aufflammen würde, kämen noch mehr Kosovaren in die Schweiz. Nur: Die USA und die EU sorgen im eigenen Interesse dafür, dass es



5000 US-Soldaten: Camp Bondsteel.

nicht so weit kommt. Und die Schweiz kämpft längst mit dem Problem.

Die ältere Generation der kosovarischen Gastarbeiter träumte noch von der Rückkehr und baute in der Heimat teure Häuser, die dereinst die Kinder geniessen sollten. Aber immer weniger Junge wollen im Kosovo leben und schon gar nicht dort Unternehmen gründen oder Arbeit suchen. Die weltweite Diaspora schickt jährlich gegen eine Milliarde Dollar in die Heimat zurück (die nur ein Bruttoinlandprodukt von 6,5 Milliarden

Dollar erarbeitet), davon kommt ein gutes Drittel aus der Schweiz. Dieses Geld, sagt Parlamentsvizepräsident Sabri Hamiti, «erkauft den sozialen Frieden im Kosovo». Aber es fliesst fast ausschliesslich in den Konsum, lähmt also die Produktion. «Weshalb soll ich für 200 Euro arbeiten, wenn mir mein Bruder in der Schweiz jeden Monat 300 Euro schickt?», fragen sich viele, wie ein Schweizer Diplomat beobachtet.

«Deshalb zieht die Diaspora jetzt die Schraube an.»

Die Auswanderer kehren nicht ins Kosovo zurück, um ihre Heimat aufzubauen, sondern holen ihre Angehörigen nach ins gelobte Land. Obwohl das Kosovo mittlerweile als sicherer Staat gilt, kommen immer noch Hunderte von Asylgesuchen, und die Schweiz schickt auch die meisten der Kosovaren nicht zurück, die sie nicht mehr als Flüchtlinge anerkennt. Daneben nutzt die Diaspora das seit je beliebteste Einwanderungstor: den Familiennachzug.

«Kosovarisch-schweizerischer Heiratsboom», titelte die Website Albinfo.ch – die selbstverständlich auch Geld vom Bund bekommt – im April. Letztes Jahr zogen 2646 Kosovarinnen und Kosovaren in die Schweiz, 2291 von ihnen zum Heiraten: «Nur 154 von ihnen kamen wegen einer Arbeit.» Das führt, wie auf der Website rege diskutiert wird, zu schweren Pro-

Letztes Jahr zogen 2646 Kosovaren in die Schweiz, 2291 von ihnen zum Heiraten.

blemen. «Das Leben ist für beide nicht leicht», sagt eine in Zürich aufgewachsene Dentalhygienikerin. «Das Mädchen muss alles erledigen, vor allem, bis der Mann zuerst einmal die Sprache gelernt hat, und dann, bis er Arbeit findet.» Von den Konflikten zeugt eine andere Schlagzeile auf Albinfo.ch im Januar: «Zwei Familientragödien erschüttern albanische Gemeinde in der Schweiz».

Die Schweizer stecken also nicht nur viel Geld und Geist in den Aufbau des Kosovos, zumeist erfolglos, sondern auch in die Betreuung der Kosovaren in der Schweiz. Da dürfen sie sich von Herzen freuen, wenn in der multiethnischsten Mannschaft der Fussball-WM ein Kosovare wie Valon Behrami den Volkshelden gibt. ○

Sparen mit jeder Seite – dank der HP Officejet Pro X Serie.

Make it matter.



Gestochen scharfe Ausdrücke in Laserqualität. Bis zu 50 % geringere Druckkosten.¹ HP hat das Tintenstrahldrucken für Unternehmen neu erfunden. Mit den HP Officejet Pro X Druckern erhalten Sie professionelle, schmierresistente Farbdokumente zu Druckgeschwindigkeiten auf Laserniveau – und das bei bis zur Hälfte der Kosten. Setzen Sie auf die Zukunft des Geschäftsdrucks. Den richtigen Officejet Pro für Sie finden Sie unter hp.com/officejetpro

HP Officejet Pro X

¹ Gilt für die Mehrzahl aller Farblaser-MFPs unter CHF 1'220.- (OJ Pro X Serie), unter CHF 610.- (OJ Pro 200 Serie) und unter CHF 490.- (OJ Pro 8000 Serie) (Stand: Oktober 2013) und die Mehrzahl aller Farblaserdrucker unter CHF 975.- (für OJPX Serie) und unter CHF 370.- (für Serien 200 & 8000). Der Geschwindigkeitsvergleich wurde gemäss ISO 24734 Norm sowie dem laut Herstellerangaben schnellsten verfügbaren Farbdrukmodus ermittelt, basierend auf dem von IDC für das 2. Quartal 2013 gemeldeten Marktanteil.

Papa kann zahlen

Bei der Berechnung der Alimente spielt es eine Rolle, ob die Eltern verheiratet waren oder nicht. Im Nationalrat wird jetzt über eine Änderung des Kindesunterhaltsrechts debattiert. Ledige Männer kann das teuer zu stehen kommen. *Von Christian Mundt*



Was ist unter «gebührendem Unterhalt» zu verstehen?

266 Tage oder rund neun Monate dauert es im Durchschnitt von der vergnüglichen Nacht bis zur Geburt des Kindes. Je nach familiärer und finanzieller Situation der Eltern ist der Spass spätestens mit der Niederkunft vorbei: Das Neugeborene will aufgezogen und umsorgt werden. Wer wie viel zum Unterhalt beiträgt, ist diese Woche Thema im Nationalrat. Heute Donnerstag wird über das neue Kindesunterhaltsrecht debattiert. Die Vorlage enthält einiges an Zündstoff – insbesondere wenn die Eltern nicht verheiratet sind und nicht zusammenleben.

Neu solle der Mann auch das Leben der ledigen Mutter während Jahren mitfinanzieren, wenn diese zu Hause die Kinder betreut und aus diesem Grund keiner Arbeit nachgeht. Die Idee hinter dieser Änderung ist die Beseitigung einer Ungleichheit: Im heutigen Recht wird der

Unterhalt des Kindes primär anhand der direkten Kosten berechnet, die das Kind verursacht. Direkte Kosten sind beispielsweise die Krankenkassenprämien, die Unterkunft und Ernährung des Kindes oder seine Mitgliedschaft im Fussballklub sowie andere Freizeitaktivitäten. Nicht oder – je nach Kanton – nur wenig berücksichtigt werden hingegen die Betreuungskosten, beispielsweise wenn die Mutter wegen des Kindes nicht mehr voll arbeiten kann. Sind die Eltern zuvor verheiratet gewesen, erhält der betreuende Partner – in der Regel die Frau – Unterhaltszahlungen vom anderen, die die Betreuungskosten decken sollen. Die Höhe richtet sich nach den Verhältnissen während der Ehe. Liegt beispielsweise das klassische Muster – der Mann verdient, die Frau besorgt den Haushalt – vor, werden die Alimente so festgesetzt, dass die Frau weiterhin zu Hause bleiben und die

Kinder betreuen kann. Je nach Alter der Kinder und Dauer der Ehe reduzieren sich die Alimente, da davon ausgegangen wird, dass die Frau wieder arbeiten und selber für einen Teil ihres Unterhalts sorgen kann.

Anders ist die Situation bei unverheirateten Eltern, unabhängig davon, ob sie im Konkubinat gelebt haben oder ob es sich beim Kind um das Resultat einer Affäre handelt. Etwa jedes fünfte Kind wird von einer unverheirateten Mutter geboren. In diesem Fall beschränken sich die Alimente, die in der Regel der Vater zu bezahlen hat, auf die direkten Kosten des Kindes. Die Mutter erhält für ihre Betreuung nichts, was, insbesondere wenn die Kinder noch klein oder neugeboren sind, zu finanziellen Nöten der Mütter führen kann, weil diese neben der Betreuung des Nachwuchses nicht oder nur Teilzeit arbeiten können.

Diese Ungleichbehandlung von Kindern ehemals verheirateter und unverheirateter Eltern soll nun aufgehoben werden: indem der «Bedarf des Kindes» ins Zentrum der Unterhaltszahlungen gerückt wird. Dieser Bedarf umfasst nach dem Willen des Bundesrats nicht mehr nur die direkten Kosten, sondern auch indirekte Kosten wie die Betreuung. Bei der Festlegung der Alimente sollen darum gemäss Bundesrat «die Kosten für die Betreuung durch einen Elternteil berücksichtigt werden».

Jeder Elternteil «nach seinen Kräften»

Auf den ersten Blick mutet es richtig an, das Wohl des Kindes unabhängig vom Beziehungsstatus der Eltern ins Zentrum zu rücken. Auf den zweiten Blick bringt die Vorlage jedoch zahlreiche Probleme mit sich. Die Revision sieht vor, dass die Eltern gemeinsam für den «gebührenden Unterhalt» des Kindes zu sorgen haben. Nur: Was ist unter «gebührendem Unterhalt» zu verstehen? Die Eltern müssen gemeinsam, jeder Elternteil «nach seinen Kräften», für das Kind sorgen. Dabei sind die spezifischen Bedürfnisse des Kindes genauso zu berücksichtigen wie die finanzielle Situation der Eltern. So werden bei reichen Eltern die Bedürfnisse des Kindes grosszügiger ausgelegt als beim Nachwuchs ärmerer Eltern. Bestehen bleibt die Unterhaltungspflicht gemäss Leistungsfähigkeit. Wer mehr verdient, muss weiterhin mehr für den Unterhalt des gemeinsamen Kindes bezahlen. Wie viel das sein wird, ist unklar.

Strittige Fragen werden in künftigen Unterhaltsprozessen vom Gericht zu beantworten sein.

Schwierig abzuschätzen sind die Betreuungskosten, die neu zum «gebührenden Unterhalt» des Kindes zählen. Das Gesetz sagt nichts darüber, wie diese Kosten zu berechnen sind. Welchen Wert hat Betreuung? In seiner Botschaft stellt der Bundesrat fest, dass es keinen überzeugenden Ansatz zur Bewertung gibt «und diese damit zurzeit nicht möglich ist». Als Lösung des Problems schlägt er darum vor, dem betreuenden Elternteil die Zeit zu vergüten, in der dieser wegen Betreuung des Nachwuchses nicht arbeiten kann. Nach welchen Ansätzen diese Aufsicht zu vergüten ist, wird aber nicht festgelegt. Muss der Vater also, wenn die Mutter Ärztin ist und ein entsprechend hohes Einkommen erzielen könnte, gleich viel bezahlen, wie wenn die Mutter im Service arbeiten würde?

Heute richten sich die Unterhaltszahlungen nach statistischen Erfahrungswerten, welche die Kosten für ein Kind altersgetreu abbilden: je älter das Kind, umso höher der Finanzbedarf. Das macht es für die Gerichte verhältnismässig einfach, die zu bezahlenden Alimente festzulegen. Künftig müsste eine Vielzahl von Einflussfaktoren berücksichtigt werden: Wie hoch ist

der gebührende Unterhalt des Kindes? Wie viel davon muss der Vater, wie viel die Mutter übernehmen? Wie hoch respektive zu welchem Ansatz wird die Betreuung angerechnet, wenn ein Elternteil auf die Arbeit verzichtet und zu Hause die Kinder betreut?

All diese Fragen werden in künftigen Unterhaltsprozessen vom Gericht zu beantworten sein. Es muss zudem festlegen, «ob und in welchem Ausmass der Unterhaltsbeitrag den Veränderungen der Lebenskosten angepasst wird». Es ist darum absehbar, dass die geplanten Änderungen unweigerlich zu einer Mehrbelastung der Gerichte führen werden. Auch der Bundesrat rechnet mit einer Zunahme an Prozessen – und gesteht damit ein, dass er das System verkompliziert, anstatt es zu vereinfachen. Die Gesetzesänderung wird unweigerlich zu Rechtsunsicherheit führen, da die Gerichte einige Jahre brauchen werden, um eine neue Praxis zu etablieren – wobei einige Leitescheide des Bundesgerichts abzuwarten sind.

Keine Antwort gibt das neue Gesetz auch auf die Frage, wie lange ein Elternteil wegen Betreuung des Kindes auf Arbeit verzichten kann. Laut heutiger Gerichtspraxis kann ein Elternteil, der sich um Erziehung und Haushalt kümmert, zu Hause bleiben, bis das Kind zehn Jahre alt ist. Ab dann ist eine Teilzeitarbeit mit einem Pensum von dreissig bis fünfzig Prozent zumutbar. Sobald das Kind sechzehn ist, wird eine Vollzeitstelle zugemutet. Situationsbedingt können die Gerichte von diesen Grundsätzen abweichen. In dem Papier, das im Departement von Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) ausgearbeitet wurde, steht jedoch nichts zur Situation unverheirateter Eltern. Nimmt man die Gleichbehandlung von Kindern verheirateter und unverheirateter Eltern als Kriterium, was ja Ziel der Revision ist, dürfte sich die Gerichtspraxis so entwickeln, dass unverheirateten Frauen die gleichen Rechte zugestanden werden wie verheirateten oder geschiedenen. Sollte es so kommen, müsste ein lediger Mann der Mutter des gemeinsamen Kindes den kompletten Lebensunterhalt finanzieren, bis das Kind zehn Jahre alt ist (und umgekehrt die Mutter, falls der Vater das Kind betreut).

Nur die Frau wird finanziell abgesichert

Diese Änderung führt einerseits zu einer Abwertung der Ehe: Eine rechtliche Besonderheit dieser Institution wird abgeschafft, es spielt für getrennte Eltern keine Rolle mehr, ob sie verheiratet gewesen sind oder nicht. Andererseits führt es zu einer Verschiebung der Verantwortung bei unverheirateten Paaren: Während heute sowohl Frau wie Mann mit negativen Folgen einer ungewollten Schwangerschaft konfrontiert sind (wobei die Entscheidung über eine Abtreibung einseitig bei der Frau liegt), wird neu die Frau finanziell abgesichert. Es entsteht ein Anreiz, ein Kind zu bekommen – insbesondere von einem reichen Vater. ○

FÜR SIE NEHMEN
WIR UNS ZEIT



5

Die Privatbank unter
den Universalbanken –
fünf Gründe, weshalb Sie
bei uns goldrichtig sind auf
www.cic.ch/5



BANQUE CIC | SUISSE |

Die Bank der Privat- und Geschäftskunden

Basel, Fribourg, Genf,
Lausanne, Locarno, Lugano,
Neuchâtel, Sion, Zürich

www.cic.ch

Opferhilfe für den Axtmörder

Um die Familienehre zu retten, tötete Scheragha R. seine Tochter. Nun bekommt dessen Frau 25 000 Franken von der Opferhilfe, obwohl sie im Prozess auf Schmerzensgeld verzichtet hat und weiter zu ihrem Mann hält. Wie ist es möglich, dass auch Täter indirekt von der Opferhilfe profitieren? *Von Alex Baur*



Neunzehn Hiebe: Nach dem Mord liess sich Scheragha R. seelenruhig abführen, 10.5.2010.

Es war ein Mord, wie man ihn bis dahin in der Schweiz für undenkbar gehalten hatte. Am 10. Mai 2010 schlug Scheragha R. aus dem Hinterhalt seine 16-jährige Tochter Swera mit neunzehn gezielten Axthieben auf den Kopf buchstäblich zu Tode. Nach vollbrachter Tat liess der Pakistani das Beil im Rücken des Opfers stecken, rief die Polizei und liess sich seelenruhig abführen. Zwei Jahre später bestrafte das Bezirksgericht Zürich den Pakistani wegen Mordes mit 17 Jahren Gefängnis; das Obergericht reduzierte die Strafe später auf 13,5 Jahre.

Ob ein sogenannter Ehrenmord vorlag, war vor Gericht zwar umstritten. Doch vor allem aus den frühen Aussagen des Pakistani geht klar hervor: Die pubertierende Swera pflegte einen in seinen Augen liederlichen westlichen Lebensstil, Scheragha R. sah den Ruf seiner Familie in Pakistan gefährdet. Einiges blieb offen, weil Naem R., die Ehefrau des Täters

und Mutter des Opfers, die Aussage verweigerte und auch dem Prozess fernblieb (sie weilte damals mit den Kindern angeblich in den Ferien in Pakistan). Die Frau hielt ihrem Gatten, den sie gemäss Recherchen der *Weltwoche* nach wie vor regelmässig im Gefängnis besucht, auch nach der Tat die Treue.

Mit ihrer Aussageverweigerung nahm die Frau ihr gutes Recht wahr. Konsequenterweise – so erschien es zumindest auf den ersten Blick – trat Naem R. im Prozess auch nicht als Privatklägerin gegen ihren Mann auf und verzichtete damit explizit auf Schadenersatz und Genugtuung, die ihr als Angehörige des Opfers an sich zustünden. Antragsgemäss sprach das Gericht lediglich den drei verbliebenen Kindern insgesamt 39 000 Franken Schmerzensgeld zu – je 12 000 Franken für die beiden jüngeren und 15 000 Franken für die damals 16-jährige Dalija (Name geändert).

Der vermeintlich konsequente Verzicht von Naem R. erweist sich gemäss Informationen der *Weltwoche* indes als raffinierte Irreführung. In Wahrheit kassierte die Mutter gleichwohl von der Opferhilfestelle des Kantons Zürich 25 000 Franken Genugtuung – und zwar zusätzlich zu den Beträgen, die ihre drei Kinder ausbezahlt bekommen, sobald sie volljährig sind. Dies ist möglich, weil die Opferhilfe bei der Bemessung von Genugtuung und Schadenersatz nicht an Strafurteile gebunden ist. Es gibt sogar Fälle, in denen ein vermeintliches Opfer Schmerzensgeld bekommt, obwohl der vermeintliche Täter freigesprochen wurde. Dass die Öffentlichkeit davon erfährt, ist unwahrscheinlich. Denn anders als Strafprozesse sind die Verfahren der Opferhilfe geheim.

Sondersetting wie im Fall «Carlos»

Die Zahlungen an die Familie R. irritieren in doppelter Hinsicht. Zum einen kommt das Geld indirekt auch dem Täter zugute, der im Vollzug ein ungebrochenes Verhältnis zu seiner Frau unterhält und sogar von seinen Töchtern besucht wird. Zum andern schuldet die Familie R., die schon vor dem Mord von der Sozialhilfe lebte, dem Staat mehrere hunderttausend Franken. Doch das staatlich zugesprochene Schmerzensgeld darf gemäss Gesetz nicht mit anderen Leistungen verrechnet werden. Das Geld gilt als unantastbar und steht den Nutzniessern zur freien Verfügung.

Scheragha R. reiste 1985 als angeblich gefolterter und papierloser afghanischer Dissident in die Schweiz ein. Als die Lüge aufflog, gab er an, in Pakistan als Dienstverweigerer verfolgt zu werden. Auch das war gelogen. Kaum hatte er die Aufenthaltsbewilligung in der Tasche, reiste er problemlos in seine Heimat, wo er eine arrangierte Ehe mit seiner heutigen Frau einging. Nach der Geburt des vierten Kindes ging er kaum noch einer geregelten Arbeit nach. Das Sozialamt der Stadt Zürich zahlte ungleich mehr, als der funktionale Analphabet mit Arbeit je hätte verdienen können.

Die dumpfe Existenz als Fürsorgerentner bekam Scheragha R. offenbar nicht. Seit 2006 wurde die Familie «engmaschig betreut», wie es im Sozialjargon heisst. Die zweitälteste Tochter, Dalija, wurde ein Stammgast bei der Jugendanwaltschaft. Für sie wurde – ähnlich wie beim vieldiskutierten Fall «Carlos» – ein aufwendiges sogenanntes Sondersetting eingerichtet. Dalija brach mehrmals aus dem Setting aus. Nun freut sie sich auf den kommen-

den Juli: Dann wird sie volljährig und kann auf das Geld der Opferhilfe zugreifen.

Sandra Müller, Leiterin der Zürcher Opferhilfe, mochte den Fall R. nicht kommentieren. Sie räumt allerdings ein, dass es insbesondere bei Beziehungsdelikten immer wieder zu stossenden Konstellationen kommen kann, bei denen indirekt auch Täter von der Opferhilfe profitieren. Ein «Klassiker» seien Opfer von häuslicher Gewalt, die sich von ihrem Peiniger nicht lösen wollen oder können. Genugtuungszahlungen würden in solchen Fällen zwar gestoppt, doch bisweilen fehle es an rechtlichen Mitteln, das weitere Zusammenleben von Opfer und Täter zu überprüfen. Man sei nicht zuletzt auf die Ehrlichkeit der involvierten Anwälte angewiesen – was allerdings voraussetzt, dass diese von ihren Klienten auch ehrlich informiert werden.

Selbst wenn Opfer und Täter zusammenleben, bis der Tod sie scheidet, muss die Opferhilfe unter Umständen zahlen. So reichte 2009 eine 58-jährige Frau einen Antrag auf 40 000 Franken Genugtuung ein, weil sie von ihrem Ex-Partner angeblich misshandelt und vergewaltigt worden sei. Dies machte sie allerdings erst nach dem Tod ihres angeblichen Peinigers geltend, von dem sie sich notabene nie getrennt hatte. Zeugen oder Beweise gibt es keine, die Klägerin reichte auch nie eine Strafanzeige ein. Die Opferhilfe weigerte sich vorerst zu zahlen, wurde vom Sozialversicherungsgericht aber im

Juni 2011 verpflichtet, dem angeblichen Opfer 14 000 Franken Genugtuung zu überweisen.

Besonders schwierig wird es, wenn das Opfer ein Selbstverschulden trägt oder zugleich auch Täter ist. So wies das Sozialversicherungsgericht im Juni 2007 die Opferhilfe an, einem Briten, der im Zürcher Niederdorf angetrunken in einen Raufhandel geraten war und dabei mittelschwer verletzt wurde, 4000 Franken Schmerzensgeld zu überweisen. Die Opferhilfe hatte die Zahlung zuerst verweigert, weil der Brite der Schlägerei zumindest nicht aus dem Weg gegangen sei. Da er nur zu

Die vermeintlich konsequente Aussageverweigerung erweist sich als raffinierte Irreführung.

einer Stippvisite an die Limmat gereist war, wurde das Geld nach England überwiesen.

Im Zweifel für den Kläger entschied das Zürcher Sozialversicherungsgericht auch kürzlich (Urteil vom 16. Mai 2014) im Fall eines heute 42-jährigen Dominikaners, der sich in der Schweiz (der Anlass wird im Urteil verschwiegen) im Strafvollzug befand. Während eines Hafturlaubs wurde der Dominikaner am 27. Februar 2009 an der Zürcher Langstrasse von einem Holländer mit einer Flasche niedergeschlagen und an der Wange verletzt. Die Op-

ferhilfe hiess seine Forderung von 3000 Franken Genugtuung zwar gut, verrechnete den Betrag aber mit Forderungen gegenüber dem Dominikaner, der zuvor selber als Täter in Erscheinung getreten war. Mit Verweis auf die Praxis des Bundesgerichtes wurde die Verrechnung jedoch als unzulässig bewertet.

Und nicht nur das. Weil der Dominikaner in seine Heimat ausgewiesen wurde, reduzierte die Opferhilfe die Genugtuung auf die dort üblichen Lebenshaltungskosten. Auch das geht nach Meinung des Sozialversicherungsgerichtes nicht an. Und auch hier wird auf das Bundesgericht verwiesen. Dieses hatte bereits 1995 bei einem Tötungsdelikt im Gastarbeiter-Milieu den Grundsatzentscheid gefällt, dass die Lebensumstände von Opfern oder von deren Angehörigen bei der Bemessung der Genugtuung keine wesentliche Rolle spielen.

In jenem Fall geht es um einen Kosovaren, der von einem Landsmann beim Sex mit dessen Gattin in flagranti ertappt und auf der Stelle erschossen wurde. Obwohl die Witwe des treulosen Casanova und dessen drei Kinder im Kosovo lebten und noch nie einen Fuss in die Schweiz gesetzt hatten, bekamen sie die volle Genugtuungsleistung von 130 000 Franken überwiesen. Es war wohl kaum der Fall, an den die Stimmbürger dachten, als sie vor exakt dreissig Jahren der Opferhilfe an der Urne mit einem wuchtigen Ja (84 Prozent) zustimmten. ○

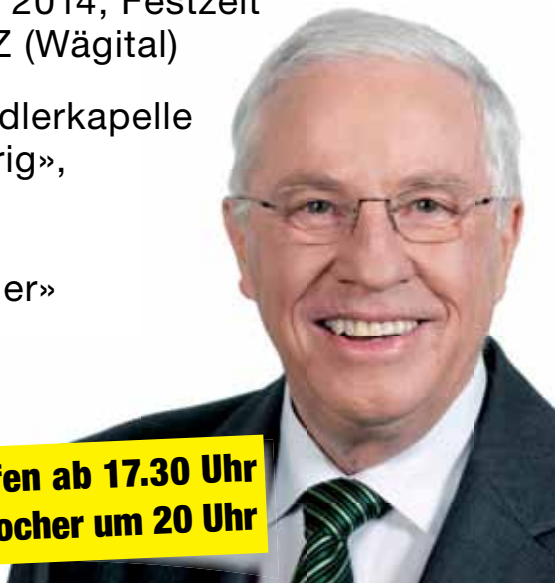
EINLADUNG ZUR ÖFFENTLICHEN VERANSTALTUNG

Christoph Blocher:

Kein schleichender EU-Beitritt

- ▶ Freitag, 20. Juni 2014, Festzelt in Vorderthal / SZ (Wägital)
- ▶ Mitwirkung: Ländlerkapelle «Echo vom Aubrig», Treichlergruppe «Vorderthaler-1. August-Trychler»
- ▶ Bitte frühzeitig anreisen!

**Festwirtschaft offen ab 17.30 Uhr
Rede Christoph Blocher um 20 Uhr**



Anreise mit dem Auto

A3, Ausfahrt Lachen. Wegweiser: Siebnen, Wägital
Bei gutem Wetter: Parkplatz-Einweisung in Vorderthal

Bei schlechtem Wetter: Parkhäuser Hornbach und diga Möbel (Strasse Lachen-Siebnen, Zufahrt ausgeschildert)

Gratisbusse zum Festzelt in Vorderthal

Anreise mit den öffentlichen Verkehrsmitteln

Bahnhof Siebnen erreichbar ab Zürich mit S2, S21 oder Interregio (ab Chur).

Postauto Abfahrt um 17.34, 18.34, 19.34 Uhr.

Rückfahrt ab Festplatz ab 22.15 Uhr.

Zug Bahnhof Siebnen ab 23.10 Uhr.

Ab Zürich Intercity nach Basel, Bern, Luzern, Schaffhausen und St.Gallen.

Wir freuen uns auf Sie!

Überparteiliches Komitee

NEIN zum schleichenden EU-Beitritt

Postfach 23, 8416 Flaach, PC: 85-126820-7, www.eu-no.ch



«Ich bin einzigartig – und bescheiden»

Sie ist gebildet, engagiert und steht gerne im Mittelpunkt. Politologin Regula Stämpfli erregt mit jedem Auftritt die Gemüter. Im Interview spricht sie über *Bibeli*-Debatten, die Frauenquote und darüber, weshalb sie die französische Politikerin Marine Le Pen schätzt. *Von Beatrice Schlag*

Frau Stämpfli, Sie sind Politologin, Philosophin, Dozentin, Buchautorin und Kolumnistin. Wie würden Sie definieren, was Sie in Ihrer Arbeit am meisten umtreibt?

Mutter und Hausfrau zu sein? (*Lacht*) Ich bin viele. Und da das Wochenende naht, liegt «Hausfrau und Mutter» wirklich nicht so fern. «Europäische Intellektuelle» würde passen. (*Lacht laut*) Mein Büro nennt sich «Denkstelle».

Sie sagen, zu gefallen, sei nicht Ihr Ding. Tatsächlich vermitteln Sie im Fernsehen oft den Eindruck, Polemiken nicht nur nicht zu scheuen, sondern zu geniessen. Ist das so?

Was darf ich jetzt da antworten? Sage ich ja, gibt es sofort die Schlagzeile: «Stämpfli ist streitsüchtig». Sage ich nein, würde ich lügen. Eine *polémique* wird im französischen Sprachraum als wissenschaftlicher Streit verstanden – so sehe ich dies auch.

Ihre Ansicht, dass Frauen, egal, was sie sagen, am Schluss immer auf ihr Frausein zurückgeworfen werden, wird kaum eine Frau bestreiten. Ist das nur ein Nachteil?

Als durchschnittliche Frau ist Frausein in unseren Gegenden durchaus kein Nachteil. Als Intellektuelle, als Journalistin über vierzig oder als Buchautorin manchmal schon. Die erotischen intellektuellen Debatten unter Frauen und Männern wie in Frankreich haben in der Schweiz leider einfach keinen Platz. Und da Männer ab vierzig an Frauen mit Esprit in der deutschen Schweiz und auch in Deutschland kaum Gefallen finden oder Angst vor ihnen haben, ist das Mannsein ab vierzig ökonomisch und symbolisch immer vorzuziehen. Es sei denn, Sie verfügen als Frau über grosse finanzielle Unabhängigkeit und ein gestähltes Selbstbewusstsein.

Können Sie uns ein Beispiel nennen?

Letzthin interviewte Schawinski den Politologen Claude Longchamp in seiner Sendung. Es war ein unwürdiges Schauspiel: Hofinterviewer befragt Hofpolitologen. Longchamp musste kein einziges Mal irgendeine Frage zu seinem Privatleben beantworten, während Roger Schawinski bei mir wahrscheinlich als Erstes Jahrgangs-, Kilo- und Zentimeterverhältnisse, sprich: Aussehen und Art, thematisieren würde. So wie sich der NZZ-Inlandchef echt nicht zu blöd ist, zu schreiben, dass er wegen mir *Bi-*

beli kriege! In einer Debatte von *Bibeli* zu reden – das würde einem Mann nie passieren.

Das Umgekehrte findet auch statt: Viele Frauen bezeichnen das männliche Geschlecht als sozial und emotional dürftig ausgestattet.

Das sind so «Sex and the City»-Aussagen. Da sitzen Frauen um einen Tisch, lassen sich von einem Typen Familie und Kinder mitfinanzieren und ziehen dann über ihre Männer her, als wären sie ihre Kinder. Das ist gar nicht mein Ding.

Wie kam es dazu, dass zumindest in der Schweiz Frauen und Männer offensichtlich immer schwerer zueinanderfinden?

Vielleicht liegt das eher am Schweiz-Sein der letzten zwanzig Jahre als am Geschlechterunterschied. In Belgien und Frankreich finden Frauen und Männer sehr wohl zueinander, auch Frauen und Frauen und Männer und Männer. Humor, Ironie, Schlagfertigkeit, Witz – haaach, das sind nicht unbedingt deutschschweizerische Qualitäten. Deshalb ist das Mann-Frau-Gequatsche auch so bitter manchmal.

«Ich kenne auch ganz tolle Männer, die nicht auf einem einflussreichen Posten sitzen.»

Obwohl Frauen seit Jahrzehnten attestiert wird, dass sie sozialer, flexibler und häufig rationaler sind als Männer, sind sie auf einflussreichen Posten noch immer Mangelware. Warum?

Ich kenne auch ganz tolle Männer, die nicht auf einem einflussreichen Posten sitzen. Übrigens immer mehr, da die Machtpositionen häufig mit Mittelmass und nicht mit Höchstleistung besetzt werden. In mittleren und kleinen Unternehmen sind sehr viele Frauen top. Doch Unis, Medien und multinationale Konzerne haben ganz andere Kulturen. Da tun sich Frauen echt schwer, weil die anwesenden Männer Frauen nur als Mutter oder Sexualpartnerin, aber nicht als Ebenbürtige kennen. Schauen Sie sich doch um! Grade in Deutschland und in der Schweiz gibt es einen enormen Braindrain – die Nachwuchskräfte wandern aus, weil sie sich in den verkrusteten Schweizer Strukturen nicht wohl fühlen. Von meinem Studiengang sind wir Besten alle anderswo gelandet: nur nicht, wo wir eigentlich hingehört hätten, nämlich

auf einen Lehrstuhl an einer Schweizer Universität. Dafür halt an einer US-amerikanischen, französischen oder britischen Elite-Uni. Mein intelligentester Studienkumpel (der hat sogar mich manchmal in Diskussionen schlagen können) ist Gymnasiallehrer geworden, da er sich mit vier Kindern keinen «Dr. habil. arbeitslos» leisten konnte, aber viel zu gescheit und zu gut war, als dass ihn die Biederkanonen an den Schweizer Unis hätten hochkommen lassen. Langer Rede kurzer Sinn: *It's culture, not gender.*

Sie sagen, die Frauen seien heute das angepasstere Geschlecht. Wen meinen Sie damit?

All die Frauen, die sich im Bewahren besser gefallen als im Machen. Die Frauenpower-Geschichten zeigen sehr oft, dass die Frauen vor allem deshalb an dem Posten sind, weil sie, besser als die Typen, verkrustete Systeme erhalten können. Wer ist nun US-Nationalbank-Chefin? Hmmm ... eben. Passen sich die Frauen nicht an, dann müssen sie schnell gehen. Die Männer sind in postindustriellen Arbeitsverhältnissen, die keine physische Kraft mehr erfordern, die Verlierer. Dafür passen nun eben die Frauen gut rein. Beispiel Indien: In keinem anderen Land haben in den letzten Jahrzehnten so viele Frauen Karriere gemacht. Ist Indien dadurch emanzipierter, feministischer geworden? Ebenso wenig China. Frauen sind offenbar weltweit so sozialisiert, dass sie sich anpassen, erhalten und verwalten, statt zu rebellieren, umzustürzen und zu gestalten. Ich bin diesbezüglich wirklich eine Ausnahme.

Sie sind Frauenquoten gegenüber skeptisch.

Der Ruf nach Quoten war wichtig, als die Quoten tatsächlich die Arbeitsverhältnisse verändert hätten, doch jetzt? Spielt es eine Rolle, ob bei der Gruner + Jahr AG eine Frau oder ein Mann die *Financial Times Deutschland* einstampft und mehrere hundert Arbeitskräfte entlässt?

Gibt es eine Definition von heutigem Feminismus, in der Sie sich wiedererkennen?

Äuää! (*Lacht wiederum*) Ich bin Regula Stämpfli, die ist unverkennbar einzigartig – und sehr bescheiden.

In Ihrem letzten Buch «Die Vermessung der Frau» schreiben Sie, dass nicht nur Karrierefrauen zunehmend homogenisiert aussehen: Die Diätiktatur und die Pornografisierung des Frauenbildes hätten inzwischen ziemlich alle erfasst. Wieso machen Frauen das mit?



«Europäische Intellektuelle» würde passen»: Autorin Stämpfli.

Es beginnen ja auch die Männer damit. Menschen sind mehr und mehr zu lebendiger Münze geworden. An den Frauen erkennt man dies zuerst – Prostitution, Organhandel, In-vitro-Fertilisation, kurz: die Materialisierung aller menschlichen Zusammenhänge. Seit Jahrzehnten üben sich die Herren im weissen Kittel darin, Menschen als ausschliessliches Körperprodukt zu definieren. Hier treffe ich mich als eher linke Denkerin mit konservativen Strömungen – was immer einen ganz spannenden Dialog ergibt.

Sie sind erfolgreiche Berufsfrau und Mutter von drei schulpflichtigen Söhnen.

Warum ist die Vereinbarkeit von Kindern und Karriere in Frankreich oder Belgien nicht der Rede wert und bei uns ein unerschöpfliches Thema?

Ich sage nur «Krippen» und sehe schon, wie Roger Köppel innerlich zusammenzuckt und sein nächstes Editorial gegen das «DDR-System in der Kindererziehung» schreibt. (Lacht) Aber es ist so. In der Schweiz hätte ich kaum ein halbes Kind gehabt. Und etwas ganz Oberflächliches: Ich sähe wohl auch nicht so gut aus, hätte ich über Jahre drei lebendige Buben, eine Ehe, Studienarbeiten, eigene Bücher, Kolumnen und Forschungsprojekte

selber organisieren müssen. Ich bin ein Krippen- und Tagesschule-Fan. Nicht zuletzt, weil meine Kinder so mir nicht 24 Stunden ausgesetzt waren. (Lacht)

Sie kritisieren die Medien immer wieder für das stereotype Frauenbild, das sie zeichnen. Gibt es Ausnahmen? Anders gefragt: Gibt es Zeitungen, die Sie mit Freude lesen?

Ich lese gerne Menschen. Sie zum Beispiel. Dann Sibylle Berg. Dann aber auch den Köppel zum täglichen Aufregen. (Lacht) Und jetzt kommt der Knüller: ich bin eine begeisterte Marie-Claire-, Bunte- und Gala-Leserin. Da schlägt das Arbeiterkind in mir durch. Ich liebe Tratsch und Klatsch, schöne Kleider, neue Diäten. Ich finde einen Lobhudeltext zur Prostitution in einem linksprogressiven Blatt oft pornografischer als klassischen Porno. Anders gesagt: Wer sich wie die Bunte benimmt, aber wie Kafka darüber schreibt, nervt mich echt.

Nach der Europawahl schrieben Sie Ende Mai in der BaZ eine Kolumne, die viele überraschte. Sie begrüßten die Wahl von Marine Le Pen und anderen Euro-Skeptikern, da sie die Macht der Brüsseler «Euro-Mafia» schmälern werde. Was meinten Sie damit?

Zum ersten Mal in meinem Leben fühle ich mich bei idiotischen Nationalisten in Fragen der internationalen Wirtschaft eher aufgehoben als bei den Sozialdemokraten. Glauben Sie mir: Zwanzig Jahre in Brüssel unter linksprogressiven Kräften machen aus vielen Intellektuellen wertkonservative Tussis oder AfD-Wähler. Brüssel ist daran, alles zu verkaufen, jeden Wert, den ich einmal hochgehalten habe. Jetzt sind die Nationalisten die drittstärkste Kraft. Sie werden den Kampf des internationalen Finanzkapitalismus gegen die Demokratien abbremsen. Nicht, dass die Nationalisten dies wüssten. (Lacht wieder laut und herzlich) Aber trotzdem bin ich dankbar, dass bei diesen Wahlen endlich mal «Stopp!» gerufen wurde. Die schlimmsten Verträge wurden unter der Mehrheit sozialdemokratischer Regierungen unterzeichnet. Wer hat Hartz IV eingeführt? Kohl? Nein, es war Schröder. Wer isoliert Asylsuchende mit rechtsstaatlich seltsamen Vorgängen? Christoph Blocher? Nein, es ist Justizministerin Simonetta Sommaruga. Doch keine Angst: Die SVP werde ich 2015 trotzdem nicht wählen. (Lacht)

Vor Beginn der Fussball-WM haben Sie auf Ihrer Website zur Aktion «Social Pay-per-View» aufgerufen: Statt sich über die Fifa-Machenschaften aufzuregen, sollen Zuschauer pro verfolgtes Spiel fünf Franken oder fünf Euro für Brasilien-Projekte an Terre des hommes spenden. Wie ist das Echo?

In der Schweiz ausserordentlich gut. Es gibt schon coole Leute in meinem Heimatland, (Lacht), wenn sie nicht grad in Bern hocken. O



Unverbindliche «Voruntersuchung»: ehemaliger Rektor Fischer.



Neu im Amt: Uni-Rektor Hengartner.

Rechtsfreier Raum

Eine Mitarbeiterin der Universität Zürich wird von ihrer Chefin um die Autorschaft an Forschungspublikationen gebracht. Sie will sich wehren. Doch die Hochschule verweigert ihr die Rechte als Wissenschaftlerin. *Von Alex Reichmuth*

Eigentlich möchte Beatrice Gubler* alles vergessen. Sie ist erschöpft vom jahrelangen Kampf um ihre Rechte als Wissenschaftlerin. Doch es dürfe nicht sein, sagt sie, dass Machtmissbrauch, wie sie ihn erlebt habe, an einer Schweizer Hochschule stattfinde – und man sich nicht dagegen wehren könne. Darum kämpft Gubler weiter.

Begonnen hat alles vor sechs Jahren. Als promovierte Zellbiologin mit breiter Erfahrung suchte Gubler damals ein Forschungsgebiet, um sich darin zu vertiefen. Die Krebsforschung schien ihr hierfür ideal zu sein. 2008 trat sie darum eine Stelle in einer Forschungsgruppe der gynäkologischen Abteilung am Universitätsspital Zürich an, zunächst ein 50-Prozent-Pensum. Angestellt war Gubler bei der Universität Zürich.

Sie brachte beste Qualifikationen mit. Ihr Arbeitsstil sei tadellos, steht in Arbeitszeugnissen aus früheren Anstellungen. Das Uni-

Spital, an dem sie zuvor einige Monate in der Klinik für Gynäkologie gearbeitet hatte, bezeichnete sie als «motivierte und begeisterungsfähige Persönlichkeit». Sie sei «loyal», «kooperativ» und «zuverlässig».

«Einige machten ständig blau»

Speziell an der neuen Stelle war, dass ihre Chefin, die Gynäkologin Gabriela Höflinger*, die Forschungsgruppe von Australien aus leitete. Sie war dort an einem Spital angestellt. Vereinbart waren regelmässige Videokonferenzen der Leiterin mit ihrem Zürcher Team.

Die Dinge entwickelten sich nicht so, wie Beatrice Gubler sich von ihnen erhofft hatte. Die Videokonferenzen hätten selten stattgefunden, sagt sie. Es sei unklar gewesen, wer im Team wofür zuständig gewesen sei. «Einige meiner Kollegen machten ständig blau und waren wochenlang unauffindbar», so Gubler. Gleichzeitig sei

sie von ihrer Chefin mit immer neuen Arbeiten überhäuft worden – auch mit vielen, die nicht zu ihrem Pflichtenheft gehört hätten.

Gubler drängte auf klare Regelungen. Insbesondere wollte sie für zusätzlich geleistete Analysen und Auswertungen die gebührende Anerkennung bekommen. Als ihre Chefin sie fragte, ob sie fortan voll für sie arbeiten wolle, machte Gubler ihr Ja von der Zusicherung festgelegter Autorschaften bei Fachpublikationen abhängig, an denen sie mitarbeitete. Im Mai 2009 fand darum eine Videokonferenz mit der Chefin statt. Gemäss dem Protokoll dieser Konferenz war Gubler in drei Publikationen zusammen mit anderen als Autorin vorgesehen – dabei je einmal als Erst- beziehungsweise als Letztautorin, was als besonders wertvoll gilt. Nur in einem Fall ist eine Bedingung angeführt («falls Beatrice schreibt»). Diese habe sie später erfüllt, sagt Gubler.

Ihr neuer Vollzeitarbeitsvertrag war auf ein Jahr befristet – mit der Aussicht auf Verlängerung. Doch statt klare Verhältnisse zu schaffen, habe ihre Chefin intrigiert und Teammitglieder gegeneinander ausgespielt, sagt Gubler. Im Februar 2010 erkundigte sie sich beim Rechtsdienst der Universität. Sie habe zuvor realisiert, dass ihre Chefin sie als Autorin übergehen wollte, sagt Gubler. Kurz danach eröffnete Höflinger ihrer Mitarbeiterin, dass ihr Arbeitsvertrag nicht verlängert und sie freigestellt werde. Man einigte sich dann aber darauf, dass Gubler bis zum Ende ihrer Anstellung von zu Hause aus weiterarbeiten soll. Gubler liess sich darauf ein – denn sie befürchtete, Höflinger würde sie sonst um ihre Autorenschaften prellen. «Ich habe meine Beiträge bis zum Schluss geleistet», betont Gubler. In ihrem Arbeitszeugnis vom Sommer 2010 steht jedenfalls, dass Gubler nun zweimal als Erstautorin vorgesehen war.

Gublers ehemalige Chefin Gabriela Höflinger schreibt, sie verwahre sich «strengstens» gegen die Vorwürfe. Sie sieht sich aber «nicht in der Lage, den schon einige Jahre zurückliegenden Fall Gubler anhand der Akten genügend aufzuarbeiten», um mit der *Weltwoche* vor Redaktionsschluss zu sprechen. In ihren Stellungnahmen zuhanden des Uni-Spitals schrieb sie, Gubler habe ihre Arbeit nur sehr mangelhaft oder überhaupt nicht erledigt. Ihre Arbeitsleistung sei «als mässig bis schlecht» anzusehen.

«Ich schätze dich und deine Arbeit sehr»

Höflinger bestreitet auch, je Vereinbarungen über die Autorschaft abgeschlossen zu haben. Nachdem die Auseinandersetzungen eskaliert hätten, habe Beatrice Gubler ihre Arbeit teilweise verweigert sowie Forschungsergebnisse einbehalten und «unbefugt» verwendet. Wegen Gublers Verhaltens hätten Arbeiten komplett neu durchgeführt werden müssen, womit ihr Anspruch auf Autorenschaft verwirkt gewesen sei.

Die Erkenntnis, dass Gubler schlechte Arbeit leistet, muss bei Höflinger allerdings ziemlich rasch gereift sein. Denn lange war sie mit ihr offenbar sehr zufrieden, wie schriftlich belegt ist. «Ich schätze dich und deine Arbeit sehr», lobte sie Gubler etwa im Juni 2009. Selbst im Mai 2010 – also bereits nach der versuchten Freistellung – dankte Höflinger in einer Mail für ausgeführte Arbeiten. Sehr positiv fiel auch Gublers Arbeitszeugnis von 2010 aus. «Beatrice ist ein sehr geschätztes Mitglied unserer Forschungsgruppe, war sehr effizient und arbeitete hart», heisst es darin.

Im Mai 2011 entdeckte Gubler aber, dass eine der drei Publikationen ohne ihren Namen erschienen war – per Zufall. Darauf gelangte sie an die Vertrauenspersonen der Medizinischen Fakultät der Universität, Walter Bär und Philipp Heitz, und machte eine schriftliche Meldung wegen Verdachts der Unlauterkeit in der Wissenschaft durch Höflinger.

Im Laufe der anschliessenden Abklärung durch Heitz und Bär hatte Gubler keine Möglichkeit, auf die Argumente von Höflinger einzugehen – ganz im Gegenteil zu ihrer Kontrahentin. Diese bekam Gublers Stellungnahme zugestellt und konnte detailliert zu Gublers Argumenten Stellung nehmen. Was noch gravierender war: Die beiden verbliebenen umstrittenen Publikationen erschienen noch vor Ende der Abklärungen, beide ohne Gublers Namen – trotz der laufenden Abklärungen. «Die Universität hätte das verhindern müssen», sagt Gubler. Es dauerte ein geschlagenes Jahr, bis Heitz und Bär zu einem Entscheid kamen. Dieser fiel gegen Gubler aus. Die «Voruntersuchung» habe ergeben, teilten sie ihr im Juni 2012 mit, «dass die durch Sie [...] erhobenen Vorwürfe mangels genügender Verdachtsmomente zu keiner Eröffnung eines formellen Verfahrens zur Feststellung eines Fehlverhaltens [...] ausreichen». Eine inhaltliche Begründung fehlte. Auffällig

ist, dass Bär und Heitz von einer Anstellung Gublers beim Universitätsspital schrieben. Gubler war aber nicht beim Uni-Spital angestellt gewesen. Die Untersucher wussten also nicht einmal Bescheid über die Anstellungsverhältnisse.

Inhaltliche Begründung fehlt

Gubler forderte darauf eine anfechtbare Verfügung mit einer Rechtsmittelbelehrung. Doch die Universität unter Führung des damaligen Rektors Andreas Fischer verweigerte ihr dies. Bär und Heitz hätten nur eine unverbindliche «Voruntersuchung» durchgeführt, hiess es. Diese Haltung wurde im vergangenen April von der Rekurskommission der Zürcher Hochschulen gestützt. Die Universität gibt sich somit als rechtsfreier Raum: Gubler hat keine Möglichkeit, ein Verfahren wegen Unlauterkeit zu starten, weil die Universität findet, an den Vorwürfen sei nichts dran – ohne inhaltliche Begründung. Das steht im Gegensatz zur Verfassung des Kantons Zürich. «Die Parteien haben Anspruch auf einen begründeten Entscheid mit Rechtsmittelbelehrung», steht dort bezüglich Verfahren bei Gerichts- und Verwaltungsinstanzen. Vor einigen Wochen hat Beatrice Gubler darum Beschwerde gegen die Universitätsleitung beim Verwaltungsgericht Zürich eingereicht.

Vor einer Woche warf der Zürcher Kantonsrat der Uni-Leitung in einem Kommissionsbericht bezüglich der Entlassung von Christoph Mörgele «kollektives Führungsveragen» vor. Mit Blick auf den Fall von Beatrice Gubler scheint dieses Versagen kein Einzelfall zu sein. Michael Hengartner, der neue Rektor der Universität, ist gefordert. Gublers Laufbahn an der Uni Zürich ist allerdings auf jeden Fall beendet. Sie hat sich inzwischen zur Lehrerin umschulen lassen. Ihre Kontrahentin Höflinger hingegen konnte ihre Karriere krönen: Sie grüsst nun als Professorin an einem Schweizer Universitätsspital.

* Namen geändert

layzapp

Mehr Informationen als von den besten Kommentatoren!
#betterthanbeni

JETZT BEI Google play

Laden im App Store



Liegt er richtig? SVP-Politiker Bortoluzzi.



Nur wenige schauen genau hin: «Zurich Pride», das Festival für Homosexuelle, am letzten Samstag.

Die Wahrheit über die Hirnlappen

Warum sind manche Menschen homosexuell? Diese Frage zu stellen, gilt als nicht opportun. Aus der Forschung liegen interessante Ergebnisse vor.

Von Christoph Landolt

Homosexuelle hätten «einen Hirnlappen, der verkehrt läuft». Ihr Verhalten sei «unnatürlich». «Schwule, Lesben, alle, die allein leben, ihren Partner nach Lust und Laune wechseln», gehörten zu den «Fehlgeleiteten unserer Gesellschaft». SVP-Nationalrat Toni Bortoluzzi hat mit seinen Äusserungen im *Beobachter* heftigen Protest ausgelöst. Er hat damit zweifellos gegen die gültigen Normen der Political Correctness verstossen. Doch liegt er in der Sache richtig?

Nein. Die Grosshirnrinde, der an Nervenzellen reiche äussere Teil des Gehirns, der in fünf bis sechs Lobi (Hirnlappen) gegliedert ist, sieht bei allen Menschen gleich aus. Dennoch hat Bortoluzzi eine interessante Debatte angestoßen: Was ist bei Homosexuellen anders als bei Heterosexuellen? Wo liegt der Ursprung der Homosexualität?

Die *Weltwoche* hat diese Frage einem der bekanntesten Sexualforscher der Welt gestellt. Volkmar Sigusch, emeritierter Professor für Sexualwissenschaft an der Frankfurter Goethe-Universität, sagt: «Die Antwort ist ganz einfach. Die Forschung über die Ursachen der Homosexualität ist eingestellt.» Homosexuelle seien heute in den westlichen Ländern Menschen «wie du und ich».

Offensichtlich wollen nur wenige Forscher genau hinschauen. Es ist nicht einfach, Mediziner und Biologen zu finden, die bereit sind, über

die Gründe für Homosexualität zu sprechen. «Die Frage nach den Ursachen der sexuellen Orientierung gilt als nicht opportun», erklärt David Garcia, der am Zürcher Uni-Spital die sexualwissenschaftliche Sprechstunde leitet. Im deutschsprachigen Raum gebe es niemanden, der sich ernsthaft mit diesem Thema befasse. Garcia würde gerne selbst mehr darüber erfahren. Immer wieder scheitere die Forschung, weil keine Mittel bewilligt würden, so der Psychiater. In auffälligem Gegensatz dazu stehen die vielen Gender-Lehrstühle und die sogenannten Queer-Studien, die an europäischen und amerikanischen Universitäten in Mode sind und finanziell grosszügig gefördert werden.

Stromstösse und nackte Frauen

Warum wird die Frage nach den Ursprüngen der Homosexualität von der Forschung weitgehend ausgeklammert? Das liegt wohl daran, dass sie auch von Leuten gestellt wird, die nicht primär von wissenschaftlicher Neugier getrieben sind. Wer nach den Ursachen fragt, steht im Verdacht, nach einem Gegenmittel zu trachten: einem Mittel gegen die als krankhaft empfundene Homosexualität. Als Krankheit gilt diese seit 1973 nicht mehr, dem Jahr, in dem die American Psychiatric Association sie aus ihrem Handbuch psychischer Störungen strich.

Vor allem in den USA blüht die Wissenschaft trotz dieser Bedenken aber dennoch: In den

letzten Dekaden ist nach Genen, Hormonen und Gehirnstrukturen gesucht worden, die etwas mit der Homosexualität zu tun haben könnten. «Und obwohl bisher nichts Konkretes bewiesen wurde, gibt es keine Anzeichen, dass die Suche oder die Diskussion abgeschlossen wäre», schreibt der spanische Biochemiker und Wissenschaftsjournalist Pere Estupinya in seinem Buch «Sex. Die ganze Wahrheit». Das 500-seitige Werk, seit einem Monat auch auf Deutsch erhältlich, nimmt für sich in Anspruch, den aktuellen Wissensstand über die menschliche Sexualität wiederzugeben. Tatsächlich präsentiert Estupinya eine Fülle von interessanten Erkenntnissen aus den letzten Jahren.

Lange Zeit herrschte die Lehrmeinung von Sigmund Freud, der davon ausging, dass der Mensch bisexuell geboren wird und sich die Heterosexualität erst langsam entwickelt. Durch traumatische Ereignisse oder Störungen der Elternbeziehung könne jedoch Homosexualität entstehen. Freud, dessen Tochter Anna lesbisch war, weigerte sich jedoch, Homosexuelle zu kurieren. Dies sei «nicht viel aussichtsreicher als das Umgekehrte» – die Umpolung von Heterosexuellen.

Viele Psychiater aber versuchten alles Mögliche, um Schwule umzuerziehen. Zwei Ansätze galten die Hoffnungen: der sogenannten Aversionstherapie, bei der Patienten Bilder

von aufreizenden Männern gezeigt wurden. Beim Auftreten einer Erektion erhielten sie einen Elektroschock. Zweitens wollte man Schwulen mittels einer Desensibilisierungstherapie die vermutete Phobie vor Frauen nehmen, indem man sie nach und nach verschiedenen heterosexuellen Reizen aussetzte.

Beide Therapieformen hätten die sexuelle Orientierung nicht wirklich verändert, schreibt John Bancroft, ehemaliger Direktor des Kinsey-Instituts an der Indiana University und einer der renommiertesten Sexologen der Welt. Heute sei klar, dass die sexuelle Orientierung viel feststehender sei, als bis in die siebziger Jahre angenommen worden ist.

Zwar haben äussere Einflüsse wie gesellschaftliche Wertvorstellungen und das Angebot an Sexualpartnern zweifellos einen Einfluss auf das Verhalten. Historiker gehen davon aus, dass bei den alten Griechen mehr gleichgeschlechtliche Kontakte stattfanden (sie sahen darin zumindest beim aktiven Partner nichts Anstössiges). In Situationen, in denen die Geschlechter unter sich sind, wird gleichgeschlechtlicher Sex erwiesenermassen häufiger praktiziert. Eine Studie der australischen Sexualwissenschaftlerin Juliet Richters aus dem Jahr 2012 ergab, dass von 2000 männlichen Gefängnisinsassen 13,5 Prozent schon einmal Sex mit einem Mann hatten, obwohl sich 95,1 Prozent als heterosexuell definierten.

Doch gleichgeschlechtlicher Sex bedeutet nicht gleichgeschlechtliche Liebe, bedeutet nicht Homosexualität. Eine Studie an britischen Schulen und Internaten ergab, dass es da genauso viele Schwule gibt wie ausserhalb, und dies, obwohl viele Studenten ihre ersten Erfahrungen mit Kollegen gemacht hatten. Die sexuelle Orientierung scheint also angeboren zu sein. Doch wie genau entsteht sie?

Der Ringfinger-Test

Der Amerikaner J. Michael Bailey suchte die Ursache in den neunziger Jahren im Erbgut: Ist bei eineiigen, also genetisch identischen Zwillingen einer schwul, so ist der andere Zwilling das in 52 Prozent der Fälle auch. Das ist zwar viel, aber sind eben nicht 100 Prozent. «Gene taugen als alleinige Erklärung schlecht», bilanziert der Zürcher Psychiater David Garcia.

Körperliche Unterschiede gibt es durchaus: Ebenfalls Anfang der Neunziger führten verschiedene Forscher Autopsien an homo- und heterosexuellen Männern durch. Sie fanden heraus, dass im Hypothalamus, dem Hirnteil, der für die Steuerung des vegetativen Nervensystems zuständig ist, eine Region bei Schwulen doppelt so gross ist, während eine andere zweibis dreimal kleiner ist als bei ihren Hetero-Geschlechtsgenossen. Bekannt ist auch, dass bei heterosexuellen Männern – im Gegensatz zu

Schwulen – der Ringfinger meist länger als der Zeigefinger ist. Das könnte mit dem Testosteronspiegel zu tun haben, dem ein Fötus während der Schwangerschaft ausgesetzt ist, vermuten die Forscher. «Sicher ist, dass Hormone einen Einfluss haben», sagt David Garcia. «Welchen, wissen wir nicht genau.»

1996 bewiesen die Psychologen Ray Blanchard und Anthony Bogaert, dass Homosexuelle im Schnitt deutlich mehr ältere Brüder haben als Heterosexuelle. Mit jedem älteren Bruder steigt die Wahrscheinlichkeit, homosexuell zu sein, um 33 Prozent. Anders als man vielleicht erwarten würde, ist dafür nicht der soziale Einfluss des männerlastigen Haushalts verantwortlich – der Zusammenhang zwischen sexueller Orientierung und Brüderzahl gilt nur, wenn die Brüder die gleiche biologische Mutter haben.

Blanchard und Bogaert sehen den Grund hierfür darin, dass eine Schwangere, die einen Sohn in sich trägt, Antikörper gegen dessen männliche Zellen bildet. Diese Antikörper könnten bei einer späteren Schwangerschaft die sogenannte Maskulinisierung des Gehirns beeinträchtigen und damit die sexuelle Orientierung beeinflussen. Doch auch dies ist erst eine Hypothese. Es ist noch lange nicht ausgeforscht. Heute, wo Homosexuelle in westlichen Gesellschaften anerkannt sind, gibt es keinen nachvollziehbaren Grund mehr, diese interessante Frage mit einem Tabu zu belegen. ○



Mehr Auto fürs Geld
www.kia.ch

Kia for winners!



Unsere 11 Superstars!



The Power to Surprise

Kia engagiert sich im Fussball und ist offizieller FIFA Partner der Fussball-Weltmeisterschaft™ in Brasilien vom 12. Juni bis 13. Juli 2014!

Fiebern Sie mit – hopp Schwiiz! Kia wünscht eine spannende Fussball-WM!

Die Kia Modellpalette präsentiert sich weltmeisterlich in absoluter Topform! Unschlagbare Nettopreise und fantastische 7 Jahre Garantie, 7 Jahre Kia Assistance, 7 Jahre Map Update und auf Wunsch mit attraktivem 0,07-Prozent-Leasing!

Ein Besuch bei Ihrem Kia Händler und eine Probefahrt mit Ihrem Wunschauto lohnen sich jetzt ganz besonders!



Official Partner



0,07%-Leasing: Rechnungsbeispiel New Sportage 2.0i GDI Classic man., empfohlener Nettopreis inkl. MwSt. CHF 33'950.-, Kaution 5%, Sonderzahlung 15% (nicht obligatorisch), Laufzeit 36 Monate, 10'000 km/Jahr. Leasingrate/mtl. CHF 369.05, effektiver Jahreszins 0,07%, Vollkasko obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zur Überschuldung des Konsumenten führt.

Kia Motors AG, 5745 Safenwil, 062 788 88 99

HVS Zürich

«Der Irak wird auseinanderbrechen»

Mit unvorstellbarer Brutalität wüten die Glaubensterroristen des Isis im Norden des Iraks. Sunnitische Stämme und alte Drahtzieher von Saddam Husseins Baath-Regime haben sich mit ihnen verbündet. In Tikrit nach dem Gewaltsturm. Von Bruno Schirra

Steht da wie eingefroren. Stumm und starr und regungslos. Steht so da schon seit Stunden. Das erzählen die Menschen hier in Tikrit. Den rechten Arm nach unten ausgestreckt. Dorthin deutend, wo dieses Etwas noch immer liegt. Dieses Häuflein, das einmal ihr Kind gewesen war, und Tarik, der treue Freund und kurdische Begleiter, Tarik schüttelt langsam und nur traurig noch dazu den Kopf, streicht sich mit der Linken übers Kinn und hebt die Rechte. «Das hier, nur das hier ist die Antwort, die diesen Leuten zu geben ist.» Dann beugt er sich zur Seite, legt die Kalaschnikow zu Boden, hebt das Kind mit sehr viel Zärtlichkeit auf. «Wir müssen es beerdigen», sagt Tarik.

Der schiitischen Lehrerin Zaynab al-Husseini ist es in diesen Tagen in der sunnitischen Stadt Tikrit widerfahren, dass man ihr die Seele, die Liebe und das Menschsein aus dem Leib getrieben hat. Zaynab war aus Kerbala, der den Schiiten heiligen Stadt, nach oben, nach Tikrit gefahren. Wollte dort in Tikrit doch nur eine Freundin besuchen. Eine sunnitische – und ja, so etwas gibt es. Freundschaft zwischen Sunniten und Schiiten. Auch im Irak.

«Das ist nicht mein Gott»

Aber dann ist Zaynab dort oben in Tikrit der heilige Furor Gottes widerfahren. Sie haben ihr das Kind genommen. Das Zweijährige. Sie haben sich das Kind an den Beinen gegriffen, ganz so, wie man sich ein totes Huhn greift. Das Kind dann durch die Luft gewirbelt, seinen Kopf an die Wand gedonnert. Der Kopf ist dann aufgeplatzt, so, wie eine Melone aufplatzt, donnert man die gegen eine Wand. So erzählen das die Menschen hier in Tikrit. In scheuer Angst verharrend und hilflos und mit blassen, sehr bleichen Gesichtern. Sie konnten nichts dagegen tun.

Die das taten, die Männer mit den langen Haaren und mit den noch viel längeren Bärten, rühmten, während sie taten, was sie taten, glaubenstrunken und noch viel mehr glücklich ihren Gott: «Allahu akbar», Gott ist gross. Dann traten sie mit ihren Füßen das, was einmal ein Kind, ein zwei Jahre altes, gewesen war, achtlos zur Seite. Und dann trieben sie mit Zaynab al-Husseini das, was Männer nun einmal im Krieg so treiben. Mit Frauen. Stunde um Stunde. *Gang bang*. Massenvergewaltigung vor aller Augen.

«Das ist nicht mein Gott», sagt Tarik nur hilflos, und da ist ein Beben und Zittern in ihm. Tarik, der all die irakischen Kriege der

letzten 35 Jahre durchlitten und als kurdischer Peschmerga gekämpft hat, ist ein Gottesfürchtiger Mensch. Tarik weiss viel zu erzählen über diese Streiter Gottes, die in diesen Tagen über den Irak und seine Menschen, einem alles zerschneidenden Heuschreckenschwarm gleich, hergefallen sind. «Die Amerikaner hätten dieses Land niemals verlassen dürfen», meint Tarik und spielt damit auf das an, was 2011 im Westen mit so viel Erleichterung zur Kenntnis genommen worden war. Den bedingungslosen und sehr plötzlichen Abzug aller amerikanischen Truppen aus dem Irak.

Eine sehr kurze Schlacht

Tarik, der nicht lesen und nicht schreiben kann, weiss klug zu analysieren. «Die Schiiten haben Öl. Wir Kurden haben Öl. Die Sunniten hier, die haben nur eines: Sand.» Was Tarik nicht weiss, ist, dass er in seiner Analyse fast wortgleich das wiederholt, was ein deutscher Diplomat in zynischer Heiterkeit am Vorabend des Irakkrieges 2002 in Bagdad dem Reporter ins Notizbuch prophezeite. «Es wird eine kurze, eine sehr kurze Schlacht sein, die die Amerikaner hier schlagen. Sie werden sie natürlich gewinnen. Den Krieg, den werden sie jedoch verlieren. Die Sunniten hier sitzen nur auf Sand, und wenn die Amerikaner eines schönen Tages den Irak verlassen haben werden, dann wird es hier ein Hauen und Stechen, ein unendliches Morden und Töten geben.



Man nennt dies Verteilungskämpfe. Natürlich nur im Namen Gottes.» Die religiös getränkten Verwerfungen innerhalb des Iraks, die zwischen Sunniten und Schiiten, der Hass der Ethnien aufeinander, so wusste der Diplomat an jenem Abend zu parlieren, «all das wird irgendwann uns, und zwar bei uns zu Hause, einholen. Cheers.» So sprach der Mann und wusste dabei eine trocken ausgebaute Spätlese zu geniessen.

Im irakischen Vorgarten Europas wird derzeit diese Prophetie Realität. Es ist eine unheilige Allianz, die, nur scheinbar aus dem

«Die Amerikaner hätten dieses Land niemals verlassen dürfen.»

Nichts herauskommend, die Menschen des Iraks in ihrem mörderischen Würgegriff hält. Die Killer Gottes aus den Reihen der dschihadistischen Internationalen Allahs haben sich mit sunnitischen Stämmen verbündet. Mit dabei: die noch immer vorhandenen Netzwerke des untergegangenen Baath-Regimes von Saddam Hussein.

Issat Ibrahim al-Duri, einer der engsten Getreuen des irakischen Diktators, ist einer der Architekten des fulminanten Siegeszugs der Dschihadisten. Al-Duri, ein säkularer Nationalist, weiss sehr wohl die ethnischen und religiösen Verwerfungen, die den Irak am Beben erhalten, für seine Zwecke zu instrumentalisieren, und scheut sich dabei nicht, ein Bündnis ausgerechnet mit den Glaubensterroristen des Isis (Islamischer Staat im Irak und in Syrien) einzugehen. Mit Jubel weiss dies aus dem jordanischen Refugium heraus die Tochter Saddam Husseins zu kommentieren: «Diese Siege sind den Kämpfern meines Vaters zu verdanken und Onkel Issat al-Duri.»

Der irakische Ministerpräsident Nuri al-Maliki tönt derweil aus Bagdad heraus und ruft zum Widerstand auf, gegen die Geister, die er selber schuf. Der Göttersturm gen Bagdad, den Allahs Streiter entfacht haben, zerreisst das Land am Euphrat. Seine Bevölkerung, die sunnitische wie schiitische, sowieso. Aus sunnitischer Sicht hat al-Maliki das Land zum «persischen Vasallenstaat degradiert», so sagt dies Abu Hamza im Wüstensand von Tikrit, «aber wir, wir wollen keine Sklaven der Perser sein». Tatsächlich ist die neue Ordnungsmacht am Golf, die Islamische Republik



Siegeszug der Dschihadisten: Kinder beobachten Kämpfe zwischen ISIS-Terroristen und Sicherheitskräften im Nordirak, Juni 2014.

Iran, seit Jahr und Tag dabei, ihre Machtstellung im Irak zu zementieren, und Nuri al-Maliki, so sehen dies zumindest die Menschen hier in Tikrit, ist ihr willfähriger «Lakai». Abu Hamza, der ein ruhiger, vornehm zurückhaltender Mensch ist, hebt in hilfloser Geste die Hände. «Das hier ist nicht nur unsere Katastrophe, es wird auch eure werden.»

Was im irakischen Wüstensand so blutig daherkommt, hat Folgen für Europa. Mit müder Resignation doziert das Abu Hamza. Der 47 Jahre alte Abu Hamza, der an dieser Stelle nicht mit seinem wahren Namen genannt werden will, ist Mediziner und lebt in Tikrit, der Geburtsstadt von Saddam Hussein. «Ihr habt uns 2003 den Krieg hierhergebracht. Es dauert nicht mehr lange, bis euch der Krieg bei euch zu Hause einholen wird. Mein Land bricht auseinander. Die Schockwellen werden auch euch erreichen. Das hier», und dabei deutet er auf Zaynab al-Husseini und ihr totes Kind, «das hier ist auf lange Zeit unser Alltag. Möge Gott uns verzeihen. Möge Gott uns beistehen.» Langsam, sehr langsam und scheu nähern sich ein paar Frauen, nehmen Zaynab al-Husseini an den Händen und führen sie weg.

Was Abu Hamza mit müder Stimme da beschreibt, treibt westliche Sicherheitsbehörden seit Jahr und Tag mehr als nur um. «Das hier

ist mehr als nur ein regionales Problem», so hat das am Vortag der Reise nach Tikrit ein westlicher Sicherheitsbeamter in Bagdad erläutert. «Der Irak wird auseinanderbrechen. In einen schiitischen, einen kurdischen, einen sunnitischen Teil. Hier werden gerade Grenzen vollkommen neu gezogen. Der Isis und all die anderen dschihadistischen Gruppen sind sehr gut aufgestellt. Sie haben Geld, sie haben Waffen, sind gut ausgebildet. Nur wir, wir haben keine Antwort darauf.»

Mehr als 2500 europäische Dschihadisten kämpfen in den Reihen des Isis und anderer

«Das hier ist nicht nur unsere Katastrophe, es wird auch eure werden.»

radikalislamischer Terrororganisationen. Junge Menschen, beseelt vom Glaubenswahn – der Strom, so die Erkenntnisse europäischer Geheimdienste, reißt nicht ab. Eine Entwicklung, der die Sicherheitsdienste «hilflos gegenüberstehen», so hatte das der Sicherheitsbeamte in Bagdad konstatiert. Die Wege nach Syrien und von dort in den Irak sind leicht. Allahs Terroristen unterhalten in Syrien wie im Irak Ausbildungslager, in denen

das Handwerk des Terrors unterrichtet wird. In beiden Ländern haben westliche Dienste bis heute dreizehn Ausbildungslager lokalisiert. Schulen des Terrors, Universitäten des Todes.

Sturm auf Bagdad

Es ist brütend heiss an diesem Tag in Tikrit, und sie stehen wie verloren da, die Männer und Frauen der Stadt. Allahs Kohorten haben Tikrit verlassen. Sind weitergezogen, um sich zu sammeln. Für ihren Sturm auf Bagdad. Abu Hamza verharrt auf staubiger Strasse wie in sich selbst verloren. Er hebt in müder Bewegung die Hand. «Passt auf», sagt Abu Hamza, «passt bitte auf. Einige von denen, die hier waren, haben englisch gesprochen. Einige deutsch, andere französisch.»

Dann schüttelt es Abu Hamza durch, und es beginnt das Weinen, während er schildert, was passierte im gottesfürchtigen Treiben zu Tikrit. Der kurdische Tarik habe ihn, den arabischen Sunniten, in den Arm genommen, ihn auf die Wangen geküsst. «Dann sind wir hingegangen. Haben ein Loch in den Sand gebuddelt. Haben das Kind in das Loch gelegt. Danach den Sand in das Loch und auf das Kind draufgeschaufelt. Tarik hat ein kurzes Gebet gesprochen. Danach sind wir gegangen.» ○



«Der islamische Staat wird bleiben»: irakische Sicherheitsleute in Gefangenschaft des Isis.



«Vom rechten Glauben Abgefallene»: Exekution

Bruderzwist bei al-Qaida

Manche Iraker haben die sunnitische Terrortruppe Isis als Befreier begrüsst. Erfahrungen in Syrien zeigen jedoch, dass sich das schon bald ändern könnte. Selbst für die Al-Qaida-Führung gehen die irakisch-syrischen Fanatiker zu weit. *Von Kurt Pelda*

«Sag es einfach: Der islamische Staat wird bleiben», ruft eine Stimme aus dem Off. Ein bärtiger Kämpfer mit Brille stolziert vor fünf gefangenen Regierungssoldaten und Polizisten auf und ab und schlägt einen nach dem andern ins Gesicht. Mehrere Vermummte filmen das Geschehen. «Ihr seid Abtrünnige, vom rechten Glauben Abgefallene», ruft der Mann mit der Brille und verkündet so das Todesurteil. Er spielt auf das Schisma des Islam an, die Abspaltung der Schiiten von der sunnitischen Hauptrichtung. Die Gefangenen sind Schiiten. Sie sehen in Ali, dem Schwiegersohn des Propheten Mohammed, dessen rechtmässigen Nachfolger.

Die verstörten und verängstigten Gefangenen sitzen im Wüstensand, die Hände hinter dem Rücken zusammengebunden. Einem läuft Blut übers Gesicht. «Der islamische Staat?», fragt die Stimme. Und der Soldat ganz links antwortet: «Wird bleiben.» Auch der zweite Gefangene gibt die verlangte Antwort. Doch der Dritte, in einer Wüstenuniform mit Korporalsabzeichen, weigert sich. Vielleicht weiss er ja, dass die Terroristen des Islamischen Staats im Irak und in Grosssyrien (Isis) Renegaten kurzerhand umbringen. Eine Männerhand stösst den Uniformierten nach hinten und drückt ihm den Lauf eines amerikani-

schen M16-Sturmgewehrs in den Hals. Der Korporal sagt kein Wort. Im nächsten Videoclip liegt er in seinem Blut.

Aus kurzer Distanz ermordet

Es sind Bilder wie diese, die den Religionskrieg zwischen Sunniten und Schiiten befeuern. Der religiöse Flächenbrand, der im benachbarten Syrien seinen Anfang nahm, ist längst Realität. Handy-Videos aus Tikrit, Saddam Husseins Geburtsstadt, zeigen, wie die Terroristen lange Kolonnen von irakischen Regierungssoldaten aus der Stadt führen. Es sind Hunderte, wenn nicht gar Tausende. Lastwagen, gefüllt mit Gefangenen, fahren zu Hinrichtungsorten, es geht zu wie auf dem Schlachthof. Die Männer müssen sich in einer Reihe in den Sand legen und werden dann aus kurzer Distanz ermordet – mit Kopf- oder Genickschüssen. Am Schluss brüsten sich Isis-Kämpfer im Internet damit, 1700 Gefangene umgebracht zu haben. Niemand kann diese Zahl überprüfen.

Trotz seines Blitzkriegs und der überraschenden Erfolge in Städten wie Mosul und Tikrit hat der Isis ein Personalproblem: Bei der Abspaltung von al-Qaida handelt es sich im regionalen Kontext nämlich um eine relativ kleine Kampfgruppe. Vor der Offensive hatte

der Isis eine geschätzte Stärke von 10 000 Mann, viele davon Dschihadisten aus arabischen Staaten und Europa. Rund 6000 Kämpfer wurden im Irak eingesetzt, wogegen der Rest im Norden Syriens stationiert blieb, wo die syrischen Rebellen dem Isis in letzter Zeit einige schwere Niederlagen beibrachten. Mit ihrer Brutalität gegenüber Kriegsgefangenen und widerspenstigen Zivilisten hat sich der Isis bereits in Syrien die Gunst von Bevölkerung und Rebellen verspielt. Dies wird im Irak nicht anders sein. Auch wenn manche Bewohner von Mosul und Tikrit die Terroristen jetzt noch als Befreier begrüssen, wird die Euphorie über die Niederlage der verhassten Regierungstruppen wohl nicht lange anhalten.

«Unfreundliche Übernahme»

Die schiitischen Soldaten wiederum, die in Mosul noch Fersengeld gaben, werden sich ganz anders wehren, wenn es erst um die Verteidigung der schiitischen Siedlungsgebiete im Osten des Iraks geht. Die Schiiten mobilisieren ihre Kämpfer – auch im Nachbarland Syrien, wo Tausende irakischer Dschihadisten die Speerspitzen von Assads Regierungstruppen bilden. Laut Quellen in Aleppo, Syriens grösster Stadt, packten Assads irakische Söldner ihre Sa-



durch den Isis in der Provinz Salaheddin.

Gegen den grossen Chef: Isis-Führer Baghdadi.

chen und strömten zurück in ihr Heimatland. «Wir hoffen, dass uns das etwas Entlastung bringt», sagt ein Anti-Assad-Aktivist in Aleppo.

Der Isis entwickelte sich aus der irakischen al-Qaida, die unter dem von den Amerikanern getöteten Oberterroristen Abu Musab az-Zarkawi zu einer der blutrünstigsten Terrororganisationen aufstieg. Damals nannte sich die Gruppe noch ISI, also Islamischer Staat im Irak. Nach Beginn des syrischen Bürgerkriegs schickte Abu Bakr al-Baghdadi, ein Nachfolger von Zarkawi, Veteranen des irakischen Bürgerkriegs nach Syrien. Ihr Anführer war ein angeblich von den Golanhöhen stammender Syrer namens Abu Mohammed al-Dschaulani. Er sollte in Baghdadis Auftrag einen ISI-Ableger in Syrien gründen, der zur Tarnung den Namen Unterstützungsfrente (Dschabhat

Führungsmitglieder des Isis gehörten dem Offizierskader Saddam Husseins an.

al-Nusra) erhielt. Damit wollte Baghdadi vermeiden, dass die Nusra-Front von Anfang an als Filiale von al-Qaida wahrgenommen würde. Mit Selbstmordattentaten gegen Einrichtungen des Assad-Regimes wurde die Nusra-Front schnell berüchtigt.

Dschaulani operierte zunehmend erfolgreich und unabhängig von der irakischen Mutterorganisation. Das passte deren Chef Baghdadi wohl nicht ganz in den Kram. Im April vor einem Jahr wollte Baghdadi die Nusra-Front deshalb an die Kandare nehmen und kündigte an, die beiden Kampfgruppen würden fortan unter dem Dach des Isis und unter seinem Kom-

mando kämpfen. Dagegen jedoch wehrte sich die Nusra-Front. Schützenhilfe erhielt sie dabei von Al-Qaida-Chef Ayman az-Zawahiri. Dieser verurteilte die «unfreundliche Übernahme» durch den Isis und bestimmte, dass die Nusra-Front die einzige offizielle al-Qaida-Vertretung in Syrien sei. Die Grausamkeit des Isis ging selbst Zawahiri zu weit. Doch Baghdadi widersetzte sich dem Befehl und wurde sozusagen exkommuniziert. Dies ist der grosse und andauernde Bruderzwist innerhalb von al-Qaida.

Dass Baghdadi den Al-Qaida-Chef herausfordern konnte, hat vor allem zwei Gründe: Das Al-Qaida-Hauptquartier, vermutlich im pakistanisch-afghanischen Grenzgebiet angesiedelt, steht unter Dauerbeschuss amerikanischer Kampfdrohnen und ist entsprechend geschwächt. Dagegen liess Obama den Isis in Syrien und im Irak bisher gewähren, und auch das Assad-Regime hielt sich mit Bombardierungen der schwarz bemalten Isis-Hauptquartiere im syrischen Norden auffällig zurück. Die Überlebenschancen eines Isis-Dschihadisten dürften deshalb viel höher liegen als jene der Al-Qaida-Terroristen in den pakistanischen Stammesgebieten.

Der zweite Faktor ist die Türkei. Unter dem Muslimbruder Erdogan hat der türkische Geheimdienst lange Zeit mit den Extremisten von Nusra und Isis kooperiert. Dschihadisten aus aller Welt strömten über die Türkei nach Syrien, obwohl die türkische Armee die Grenze zu Syrien in DDR-Manier durch Stacheldraht, Wachtürme und Minenfelder gesichert hat. Selbst heute, da der Isis im Irak mehrere Dutzend türkische Geiseln gefangen hält, gibt es Berichte über geheime Isis-Spitäler auf türkischem Boden, zum Beispiel in der Grenz-

stadt Kilis. Der Isis hat laut türkischen Medienberichten angekündigt, man werde die Türken freilassen, sofern Ankara gefangene Isis-Terroristen laufen lässt – unter ihnen den in der Schweiz geborenen und aufgewachsenen Kosovaren Cendrim R.

Das Geld fliesst

Finanzieren können sich der Isis und die Nusra-Front durch die Ausbeutung von Erdölfeldern im Osten Syriens. Das Öl verkauften die beiden Gruppen auch ans Assad-Regime. Wenn es um Geld geht, gibt es da offenbar wenig Berührungsängste. Zudem hat der Isis durch die Freilassung von zwei spanischen und vier französischen Journalisten in den letzten Monaten Unsummen verdient – manche syrischen Quellen sprechen von bis zu 40 Millionen Euro.

Damit lässt sich eine Blitzoffensive im Irak locker finanzieren. Hinzu kommen Spenden «wohlthätiger Stiftungen» in Kuwait und anderen Golfstaaten. Dass sich die Isis-Kämpfer besonders in Tikrit auch ganz gut mit Anhängern des hingerichteten Saddam Hussein vertragen, hat seinen Grund nicht zuletzt in der obskuren Kommandostruktur der Terrorbewegung: Laut dem irakischen Innenministerium gehörten drei von insgesamt sechs Isis-Führungsgliedern früher zum Offizierskader des hingerichteten irakischen Diktators. ○



Universität
Zürich ^{UZH}

Advanced Studies in Applied Ethics

Ethik –
zentral zur Schärfung Ihres Profils!

Im Februar 2015 starten erneut unsere 1-3-jährigen berufsbegleitenden Weiterbildungsstudiengänge:

- Master of Advanced Studies in Applied Ethics
4 Semester (Februar 2015 bis Januar 2017)
- Diploma of Advanced Studies in Applied Ethics
3 Semester (Februar 2015 bis Oktober 2016)
- Certificate of Advanced Studies in Biomedical Ethics
2 Semester (Februar 2015 bis Oktober 2015)

Die Studiengänge vermitteln fundierte Kenntnisse in den Fragestellungen, Methoden und Positionen der Angewandten Ethik und vertiefen diese Kompetenzen zu einer eigenständigen Analyse und Beurteilung ethischer Herausforderungen.

Weitere Informationen und Anmeldung zum gesamten Angebot unter:

www.asae.ch

Meister der Hosentaschen

Wie kein anderer beherrscht Sepp Blatter die Kunst, sich bei Windböen zu bücken, um sie dann über seinen Kopf hinwegfegen zu lassen. Eine Annäherung an den Fifa-Präsidenten, ohne den der Weltfussballverband im Chaos versinken würde. Von Oskar Freysinger

Nun einmal Hand aufs Herz: Erinnert sich noch jemand an den illustren Unbekannten, der vor Blatter den Fifa-Stuhl besetzte?

Nun? Sehen Sie.

Kein Mensch weiss das noch, denn die Fifa und Sepp sind im kollektiven Unbewussten organisch dermassen verbunden, dass der Präsident ein konstitutives, lebenswichtiges Organ des internationalen Fussballvereins geworden zu sein scheint.

Geboren ist Sepp Blatter in Visp, seine familiären Wurzeln liegen jedoch in Ernen, jenem Walliser Dorf, aus dem ein anderer zu internationalen Ehren gelangter Walliser stammt: der listige Prälat, Staatsmann, Heerführer und Kardinal Matthäus Schiner, der im 15. und 16. Jahrhundert internationale Bündnisse abschloss, die Krönung von Königen beeinflusste und zahlreiche Heerzüge organisierte, finanzierte und leitete. Matthäus Schiners Wirken wird aber nur noch in verstaubten Geschichtsbüchern erwähnt. Wäre er wie Sepp Blatter Präsident der Fifa gewesen, dann wäre ihm ein lebendiges Andenken gewiss und er sicher weltberühmt!

Blatter Sepp begann 1975 seine Karriere bei der Fifa, wurde 1981 deren Generalsekretär und ist seit 1998 deren Präsident.

Ansehnliche sechzehn Jahre, die selbst der Ewigkeit Massstäbe zu setzen vermögen. Während dieser Ewigkeit fanden vier Wahlen statt, die Blatter alle relativ unbeschadet überlebt hat, denn die Erneuerungswahlen der Fifa sind eine Partie mit einem einzigen Feldspieler und vielen – mit der roten Karte belegten – Ersatzbänklern, bei der am Ende Sepp gewinnt.

Die fünfte Wiederwahl steht nun bevor, und es scheint so, als ob es diesmal nicht einmal eine rote Karte brauchen würde, um dem einsamen Feldspieler vor dem leeren Käfig zum Siegestor zu verhelfen.

Wo der Sommer ewig ist

Gibt es eine Erklärung für dieses erstaunliche Phänomen? Sepp kommt eher unscheinbar daher, gleicht einem Herrn im besten Rentenalter, wie sie am Genfersee haufenweise die Tauben und Möwen füttern. Das rundliche Gesicht mit den leicht hängenden Pausbacken und der Halbglatze strömt Gutmütigkeit aus.

Wäre da nicht der listige Blick, hinter dem der aufmerksame Beobachter sofort eine gewisse Unnachgiebigkeit vermutet, man könnte ihn als harmlosen, netten Kumpel betrachten. Doch der Blick täuscht nicht: Da steht einer, der seine

Eisenfaust in einem Samthandschuh versteckt. Einer, der Clausewitz, Machiavelli, Judo und Zen in einer Person verkörpert. Auf der einen Seite Analytiker, auf der anderen instinktiv handelnder Gefühlsmensch, zugleich Bauernbursche und Mann von Welt.

Wie kein anderer beherrscht Sepp Blatter die Kunst, sich bei zu starken Windböen zu bücken, um sie über seinen Kopf hinwegfegen zu lassen, die Böen dann wie mit Geisterhand beim Schlaffittchen zu packen, sie umzuleiten und seinen Gegnern mit verstärkter Kraft zurück ins Gesicht zu schleudern, so dass sie völlig zerzaust von der Ruhmesstrasse gefegt werden und im Strassengraben landen.

Die bekanntesten Opfer dieser Kampftechnik heissen Lennart Johansson, Issa Hayatou oder Mohamed Bin Hammam.

Je verrückter die Geldscheine um ihn herumwirbeln, desto ruhiger ist es im Auge des Taifuns.

Vielleicht ist der Meister der Stürme im Umleiten der Sturmböen nur darum so stark, weil er aus einem Föhntal kommt, aus dem Wallis, wo die Natur mit den Menschen nicht eben zimperlich umgeht. Hinzu kommt die Bauernschläue des Bergmenschen, sein unbezwingbarer Überlebensinstinkt.

Auch in der weiten Welt draussen wehten Sepp Blatter jahrzehntelang raue Winde, ja Stürme entgegen, aber es gelang ihm, sich im Taifun aus Macht, Geld, Ambitionen und

Ruhm, der ihn umkreiste, just in dessen Auge festzusetzen.

Dort sitzt er immer noch.

Je verrückter die Geldscheine wie Herbstblätter um ihn herumwirbeln, desto ruhiger ist es im Auge des Taifuns, wo der Sommer ewig und Sepp Blatter noch ewiger ist und vom Karussell drumherum geschützt wird. Von Hand zu Hand, von Tasche zu Tasche fliessen Ströme von Geld, aber offensichtlich nicht in Blatters Tasche. Ihm genügt es, dieses Treiben zu dirigieren, das wirbelnde Chaos vom Auge des Wirbelsturms aus anzutreiben und zu kontrollieren. Ihm genügt die Macht, die verteilt, weil sie viel grösser ist als jene, die zurückbehält.

Sobald sich irgendwo ein ernstzunehmender Widersacher bemerkbar macht, der ins Zentrum vorzustossen droht, krepelt Sepp dessen Taschen um. Da kommt meist einiges zum Vorschein, das den Wirbelsturm noch beschleunigt und den Unvorsichtigen unbarmherzig wieder mitreisst, der da die Stelle des Königs einnehmen wollte.

Sepp Blatter ist nämlich ein Meister der Hosentaschen, aber auch der Schubladen und Schränke, in denen halbe oder ganze Leichen untergebracht sind, die im Dunkeln schön diskret verfaulen, bis sie bei Bedarf ans Tageslicht geholt werden können. Der ehrenwerte Fifa-Präsident hat ein ausgezeichnetes Gedächtnis für solche Schlupfwinkel der Korruption, weil er sie selber zur Verfügung gestellt hat und bei der Leichenverstaung Beihilfe leistete. Er hält sorgsam Buch darüber, verfügt über ein detailliertes Archiv. Kaum bewegt sich einer der Schubladen-Paladine und will ihm an den Kragen, schon wird er mit den eigenen Machenschaften konfrontiert und vom Sturm des Skandals hinweggefegt.

Blatter selber braucht keine Schublade, weil er sich damit begnügt, jene der anderen zu füllen.

Er ist aber nur darum in der Lage, das Konzert der Korruption mit derart ausgefeilter Technik zu leiten, weil er selber unbeschwert ist, weil er seine Macht nicht dadurch gefährdet, dass er sie zum eigenen Profit missbraucht, weil er hingegen jene bereichert, die er in der Folge entweder küren, belohnen oder den Tarpejischen Felsen hinunterstossen kann, je nachdem ob sie ihm gefährlich oder dienlich sind.

Auf diese Weise schafft Sepp Blatter immer wieder Gleichgewichte zwischen gegensätzlichen Ambitionen, Interessen und Wünschen. Wie ein Schlangenbeschwörer steht er mitten



«Könntest du mich bitte sexuell belästigen?
Ich brauche dringend die Abfindung.»



Eisenfaust in einem Samthandschuh: Fifa-Präsident Blatter.

im Schlangennest und lässt die Kobras nach seiner Flöte tanzen. Solange er im Zentrum steht und spielt, sind die Schlangen wie gebannt, betäubt von den wiegenden Bewegungen seines Instruments. Wehe aber, sollte der Schlangenbeschwörer mit dem Spiel aufhören. Sofort würden sich die Schlangen auf ihn stürzen, und es wäre um ihn geschehen.

Nächstes Jahr wird sich der König der Welt, der Unsterbliche, wie gesagt, zum fünften Mal zur Wahl stellen. Ein neuer Stolperstein drohte sich ihm neulich in der Person Michel Platini in den Weg zu stellen, da zog er die Katar-Schublade, und schon setzte sich sein möglicher Widersacher noch vor dem Verweis per rote Karte von selbst zurück auf die Ersatzbank.

Sepp Blatter ist halt einmalig, und er will es auch bleiben.

Drei Präsidenten der Vereinigten Staaten und drei Päpste hat er als Präsident des Weltfußballs schon überlebt. Seit 1975, dem Beginn seiner Fifa-Karriere, ist Beckham geboren, zum Weltstar geworden und wieder von der Sportbühne abgetreten.

Die Welt dreht sich weiter, der Fifa-Taifun ebenfalls, doch Sepp Blatter steht wie ein Fels in der Brandung, unbeweglich, ein Füllhorn, das aus dem Vollen schöpft und alle Begünstigten mit seinen Gaben zum Schweigen bringt.

Einmal hat es einen Verrat gegeben. Einen besonders schmerzhaften, denn ein von ihm erkorener Generalsekretär, ein Walliser mit dem Namen Zen-Ruffinen, wagte es, gegen ihn zu poltern. Zen-Ruffinen ist längst vergessen, Blatter ist immer noch da. Auch in diesem Fall schaute nichts Schlüssiges aus der Gerüchteküche heraus.

Die einzigen Skandale, die Sepp in seiner Karriere allgemeine Entrüstung einbrachten, waren allesamt sprachlicher Art, so etwa, als er verlauten liess, im Fussball gebe es keinen Rassismus oder kein Doping, oder, die Schweizer Fussballerinnen sollten sich reizvoller anziehen. Aber sonst ist ausser Spesen nie etwas gewesen.

Bollwerk gegen das Chaos

Im Mai 2015 wird sich Sepp demnach wieder einmal zu einer Wahl stellen, die aufgrund fehlender glaubwürdiger Gegenkandidaten kaum als solche wird betrachtet werden können.

Trotzdem werden alle damit zufrieden sein, dass der Schlangenbeschwörer noch eine Zeitlang bleibt, denn er ist schliesslich ein Bollwerk gegen das sich anbahnende Chaos, das nach seiner Herrschaft hereinzubrechen droht.

Solange er noch schaltet und waltet, wird sich der um ihn versammelte korrupte Haufen mehr oder weniger still verhalten. Sollte er sich zurückziehen, dann würden sich die gegensätzlichen Kräfte entfesseln und es wäre die Hölle los.

Bei der grossen Anzahl von Schubladen und Leichen im Fifa-Palast wäre das Höllenfeuer über lange Zeit wahrscheinlich sogar vom Mond aus sichtbar. Ein Feuer, bei dem die sportliche Vormachtposition des Weltfußballs in Rauch aufgehen könnte.

Doch man kann beruhigt sein: Da keines der 209 Fifa-Kongressmitglieder selbstmörderische Absichten hegt und auf seinen Anteil aus dem Füllhorn verzichten möchte, wird die Unsterblichkeit des Sepp Blatter noch ein Weilchen dauern.

Oskar Freysinger ist SVP-Nationalrat und seit Mai 2013 Walliser Staatsrat und Vorsteher des Departements für Bildung und Sicherheit.

Das schöne Spiel

Von Simon Kuper aus Salvador — Als ich in Südamerika landete, rechnete ich mit Langeweile. Das Gegenteil ist eingetroffen. Die Fussball-Weltmeisterschaft ist offensiv und torreich. Ich weiss jetzt auch, warum.



In Manaus erwartet man keinen guten Fussball. In der Stadt am Amazonas ist es derart heiss und schwül, dass man alle paar Meter eine Dusche nehmen möchte. Bei der Partie Eng-

land gegen Italien am Samstagabend verlor man schon als Zuschauer auf der Tribüne ein paar Pfund Körpergewicht. Erwartet hatten wir ein langsames, ödes Spiel, geboten wurde uns ein Klassiker. Zwei gleichstarke Mannschaften, die Angriffsfussball vom Feinsten zeigten. Das klingt simpel, aber der letzte Klassiker, den ich erlebt habe, war die Partie England gegen Argentinien in St.-Etienne bei der WM 1998.

Als ich in Brasilien landete, rechnete ich mit Langeweile. Die durchschnittliche Torzahl pro WM-Spiel ist von 2,71 (im Jahr 1994) auf 2,27 (2010) zurückgegangen. Ich war bei den letzten sechs Weltmeisterschaften dabei und habe oft gedacht: «Warum schaut sich das überhaupt jemand an?», vor allem 2006 in Köln, bei der Partie Schweiz gegen die Ukraine, dem Tiefpunkt von zehntausend Jahren Menschheitsgeschichte.

Über drei Tore pro Match

Doch diese WM ist bislang ein Kracher. Allein in den ersten elf Spielen fielen 37 Tore – 3,36 pro Spiel. Zugegeben, die Stichprobe ist nicht sehr gross, aber es geht ja nicht nur um Zahlen.

Die Fifa ist faktisch ein TV-Produzent, der den wertvollsten Content der Welt besitzt.

Viele Mannschaften haben eine andere Einstellung zum Spiel entwickelt. Es wird wieder angegriffen. Das verdanken wir der Kommerzialisierung des Fussballs.

Als Brasilienbesucher denkt man, dass die Weltmeisterschaft hier ausgetragen wird. Das ist eine Illusion. Die Stadien sind lediglich Kulisse. Der eigentliche Austragungsort, aus Sicht der Organisatoren, ist das globale Wohnzimmer. Seit den frühen 1990ern sind die Einnahmen durch Übertragungsrechte geradezu explodiert. Die Fifa ist faktisch ein TV-Produ-



Von den Schiedsrichtern geschützt: Argentinien's Starspieler Messi.

zent, der den wertvollsten Content der Welt besitzt. Diese WM wird das meistgesehene TV-Ereignis aller Zeiten sein, denn die bevölkerungsreichsten Länder der Welt – China, Indien, die USA und Indonesien – schalten inzwischen auch ein. Fussball lockt die Zuschauer vor das heimische Fernsehgerät, das bringt Geld.

Wir wissen, was die Zuschauer wollen: Stars, die Angriffsfussball spielen. Während Pelé und Diego Maradona 1966 und 1982 von brutalen Verteidigern aus der WM geworfen wurden, werden die heutigen Stars – Neymar, Arjen Robben und Lionel Messi – von den Referees geschützt.

Fernsehzuschauer hassen Schwalben und Zeitschinderei, also wird das von den Schiedsrichtern nicht toleriert. Bei einem Trainerseminar vor der WM wurden Videoaufnahmen von Schwalben gezeigt mit dem Hinweis, dass

Messi: mit vielen anderen Angreifern, wie in Barcelona. In der zweiten Halbzeit gegen Bosnien wurde ihm sein Wunsch erfüllt – und er reagierte entsprechend.

Hat Tiki-Taka ausgedient?

Schnelles Passspiel à la Barcelona dominiert die TV-Ära. Es gibt verschiedene Versionen: In Salvador wurde das Tiki-Taka Spaniens von den schnellen Gegenangriffen seiner niederländischen Cousins zunichtegemacht. Viele Länder setzen inzwischen auf schnellen Angriffsfussball, vor allem Deutschland, Chile und sogar die einst langweiligen Italiener und Belgier. «Man muss etwas wagen. Nicht wie kleine Belgier. Man muss sich trauen, das Spiel in die eigene Hand zu nehmen», sagt Wilmots.

Tiki-Taka ist nicht am Ende. Die Italiener spielen es nur besser als die Spanier. Für manche sind blitzschnelle Konter nicht ein-

Amerikaner erklärte mir seine WM-Philosophie so: «Strand. Spiele.»

Diese neue Einstellung war auch in Manaus zu beobachten. Wenn England verliert, fordern die britischen Boulevardblätter üblicherweise die Entlassung des Trainers. Doch nach der Niederlage gegen Italien forderte niemand unter Anrufung der amazonischen Regenwaldgötter die Entlassung von Roy Hodgson. Im Gegenteil, bei der anschliessenden Pressekonferenz waren die britischen Journalisten schweissgebadet, aber wohlwollend. Hodgson hatte verloren, aber zumindest hatte England nicht so miserabel gespielt wie vor vier Jahren.

Viele andere Länder haben aus 2010 eine ähnliche Lehre gezogen. Die Schweizer, Japaner, Brasilianer und Niederländer spielten langweilig und unterlagen. Niemand will das wiederholen. Der brasilianische Trainer Felipe Scolari, obschon Pragmatiker, weiss,

CREDIT SUISSE 

Hopp Schwiiz!

Wir alle sind das Team

Hauptsponsor seit 1993

credit-suisse.com/nationalteams

Schiedsrichter darauf nicht mehr reinfallen. Der Brasilianer Fred bekam zwar für seine Schwalbe im Spiel gegen Kroatien einen Elfmeter zugesprochen, aber für Gastgeber gelten vermutlich andere Regeln. Vor allem die Griechen liessen sich im kolumbianischen Strafraum permanent zu Boden fallen – genützt hat es ihnen nichts.

Auch im Vereinsfussball wird wegen der TV-Kameras mehr angegriffen. Bis Anfang der 1990er Jahre wurde kaum live übertragen, Trainer konnten sich langweilige Spiele erlauben. Heutzutage beschwerten sich Fans, Medien und Sponsoren, wenn defensiv gespielt wird. Die meisten Spieler bei dieser WM haben in ihren Clubs also Angriffsfussball gelernt. Nationaltrainer haben schlicht nicht die Zeit, ihre Spieler umzuprogrammieren, sagte mir der belgische Trainer Marc Wilmots. Auf die Frage des argentinischen Trainers Alejandro Sabadella, wie er spielen wolle, antwortete

fach Stil, sondern Ideologie. «Nur wer attraktiven Fussball spielt, gewinnt Titel», hat Jogi Löw gesagt. Viele Mannschaften stürmen unablässig nach vorn, selbst wenn sie in Führung liegen. Man erinnere sich an Costa Ricas drittes, entscheidendes Tor gegen Uruguay.

Trainer trauen sich viel öfter, schönen Fussball zu spielen, weil die Fans Niederlagen akzeptieren. TV-Kameras, gern auf geschminkte Zuschauer mit verrückten Kopfbedeckungen gerichtet, verbreiten die Vorstellung von der WM als einer Party. Bei Weltmeisterschaften werden keine Stellvertreterkriege mehr um nationales Prestige ausgetragen. Viele Fans kommen einfach, um sich zu vergnügen. In einer Strandbar in Salvador habe ich die Partie Schweiz gegen Ecuador gemeinsam mit Chinesen, Kanadiern und Amerikanern verfolgt, alles war sehr entspannt, und als Ecuador verlor, hat sich niemand von den Klippen in den Atlantik gestürzt. Ein

dass seine Landsleute übermässige Vorsicht nicht akzeptieren. Und wie der grosse Niederländer Johan Cruyff einst sagte, erinnern wir uns am Ende nur an die schön spielenden Mannschaften, selbst wenn sie verlieren.

Die WM-Karawane zieht durch Brasilien, man verbringt schlaflose Nächte im Flugzeug und legt riesige Entfernungen zurück, aber die Stimmung ist fröhlich. Bislang ist es eine WM der Freude, nicht der Furcht. *O jogo bonito*, «das schöne Spiel», ist nicht bloss ein Marketinglogan.

Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**

Simon Kuper ist Journalist bei der *Financial Times* und Autor von «Warum England immer verliert. Und andere kuriose Fussballphänomene» (Edition Tiamat, Berlin). Kuper berichtet für die *Weltwoche* exklusiv im deutschsprachigen Raum von der Fussball-Weltmeisterschaft in Brasilien (12.6. bis 13.7.).

Die obsessive Gesellschaft

Eine Ode an den Trieb, der Konventionen sprengt und die Menschheit vorwärtsbringt. Oder wieso unsere Bundesräte endlich den Werner-Herzog-Film «Die grosse Ekstase des Bildschnitzers Steiner» sehen müssen. *Von Tom Kummer*

Morgendämmerung in Venice Beach: Die Luft ist feucht und sauber, sie riecht nach Salz und schmeckt nach Meer. Der vielleicht obsessivste Filmemacher aller Zeiten, Werner Herzog, joggt den legendären Strand entlang, dort, wo Jim Morrison den Doors-Song «The End» geschrieben hat. Er sieht beim Laufen zu, wie der Himmel langsam blau wird, er holt tief und langsam Luft, hält den Atem an, atmet heftig aus und wird dabei beängstigend rot im Gesicht – Herzog pflegt eine seltsame Atemtechnik. Doch wie jeden Morgen ist Herzog mit der Hoffnung am Laufen, vielleicht beim «falschen Atmen» Antworten zu erfahren, dabei in sich hineinzuschauen, dorthin, wo vielleicht kein normaler Mensch nach Antworten sucht – ganz tief ins Unterbewusstsein, wohin die meisten seiner Filme vorstossen: an einen Ort, wo Wunder und Revolutionen entworfen werden.

Kafka, Madoff, Schloter

Herzog läuft mit nackten Füßen. Er trägt dazu einen exklusiven Nike-Trainingsanzug, den ihm kürzlich der Nike-Boss Phil Knight geschenkt hat – einer von vielen amerikanischen Bewunderern des deutschen Regisseurs, der sich bei den Dreharbeiten zu seinem legendärsten Film, «Fitzcarraldo» (1982), mit dem Schauspieler Klaus Kinski blutige Schlägereien lieferte und nebenbei einen realen Dampfer über einen Bergrücken im peruanischen Amazonasgebiet schlepte. Aber das war erst der Anfang.

Die Obsession blieb ein ständiger Begleiter von Werner Herzog. Wie die Gewaltobsessionen den Ruhm von Quentin Tarantino definierten, die drogendurchtränkte Obsession den Sound von John Coltrane beflügelte, die Gier nach Erfolg und Stardasein eine Lady Gaga markiert, so war es auch bei Hitchcock, der in seinen Filmen mit der obsessiven Lust an Angst und Gefahr spielte, die er nur als Voyeur geniessen konnte. Obsessionen gibt es viele: Menschen sammeln Porsche-911-Serien. Es gibt Lego-Fetischisten, Sammler von Gartenzwerge, Menschen, die in Jumpsuits über Flühe springen müssen, Menschen wie Franz Kafka, Bernard L. Madoff, Ueli Steck, Carsten Schloter, H. R. Giger, Roger Federer, Mark Zuckerberg ... Die Liste ist lang.

Obsessionen schreiben Lebensgeschichten, wirbeln Existenzen durcheinander, treiben zu Höchstleistungen an und können vernichten. Sie lassen uns nie kalt. Sie verändern die Welt. Jene, die Obsessionen kennen, lieben und hassen sie. Die, die sie nicht kennen, fühlen sich ausgeschlossen aus dem Olymp der Eingeweihten.

Vor wenigen Tagen war Werner Herzog mit Phil Knights Gulfstream G650 nach Aspen eingeflogen worden – zu einem Privattreffen mit Eingeweihten, unter Ausschluss der Öffentlichkeit: für Unternehmer aus Silicon Valley und Hollywood. Herzog sollte von seinen Obsessionen erzählen. Tesla-Gründer Elon Musk war gekommen, Starbucks-Chef Howard Schultz, der Filmemacher Peter Jackson, Superagent Ari Emanuel, Dallas-Mavericks-Besitzer Mark Cuban und viele andere, die heute in den Obsessionen des deutschen Filmemachers so etwas wie ein Leitmotiv für ihre eigene Arbeit erkennen. Sie liessen Herzog eine kleine Motivationsrede halten: über die Lust und den Zwang der Obsession. Wo ist der menschliche Grenzbe- reich? Und wieso sind Obsessionen heute gefeierte Eigenschaften von Erfolgsmenschen?

Seit Jahren schon erfährt der Begriff der Obsession eine rasante Konjunktur – auch in Europa. Viel zu oft wird er negativ verwendet, dabei sind gerade Künstler wie Werner Herzog – fast schon am Ende ihrer Karriere – zu Ikonen des obsessiven Lebens- und Arbeitskonzepts geworden und werden als positive Vertreter der Philosophie bewundert, die das Denken jenseits aller Konventionen ansetzt.

In dieser Rede erzählte Herzog vor exklusivem Zuhörerkreis auch von einem Dokumentarfilm aus dem Jahr 1974: «Die grosse Ekstase des Bildschnitzers Steiner», dem Porträt des Skiflugweltmeisters Walter Steiner, dem Herzog einen Film widmete, weil er Steiners Sprünge als philosophische Fluchtbewegung deutete, als Sichabstossen von der Welt. Und wieso diese Obsession mit dem Sichabstossen bei der Entwicklung von grossen Ideen, Visionen und deren Um-

setzung eine entscheidende Rolle spiele. So zeigte Herzog in Aspen alte Flugstudien von Steiner in Zeitlupe, Schwarzweissbilder von der Schanze in Planica und wie er sie im Film als Metapher nutzt: für die Zwangslage Walter Steiners, immer wieder auch unter gefährlichen Bedingungen fliegen zu müssen.

Es ist dieses trotzig-titanische Aufbäumen gegen die Welt, das Herzogs Filme leitmotivisch durchzieht und die Erfolgselite unserer Gegenwart fasziniert. Die Suche nach dem Realen, nach dem Authentischen, den extremen Gefühlen ist eine Obsession Herzogs. Und sie ist eine Obsession der Jetzt-Generation. Dabei sieht Herzog in der Natur das Böse, das Furchterregende. Dies betrachtet er jedoch mit einer grenzenlosen Faszination und unterstellt dem Normalbürger Degeneration und Unterdrückung der Sinne. Insgeheim stellt Herzog dabei vielleicht eine der wichtigeren Fragen: Wäre die Dominanz von Silicon Valley überhaupt möglich gewesen ohne die Magie der Obsessionen, den Gegenentwurf zur Welt der Logik? Würde es «Die fantastischen Vier» Apple, Google, Amazon und Facebook überhaupt geben?

«Samen des Unglücks»

Oder jenen magischen Winter, 1974, als der neunzehnjährige Bill Gates mit seinem Schulfreund Paul Allen innerhalb weniger Wochen das spätere Microsoft-Basic-Programm für den Heimcomputer Altair 8800 entwickelte. Gates erklärte diesen monumentalen Moment der Weltgeschichte zu seiner «obsessivsten Phase» – er wusste nicht, ob er dabei «verrückt» würde. Er habe dies nur dank dem Zureden seines Vaters überlebt, der ihm immer wieder erklärt habe, dass er an seinen Obsessionen festhalten solle. An allen, immer. Egal, ob dich die Umgebung für neurotisch hält.

«Sei ehrlich mit deinen Obsessionen», empfahl auch der Science-Fiction Autor J. G. Ballard kurz vor seinem Tod. «Erkenne sie, entwickle aus ihnen deine persönliche Mythologie und folge dieser Mythologie, folge den Obsessionen mit der Sicherheit, mit der der Schlafwandler einen Schritt vor den anderen setzt.» Und er hatte eine Warnung an alle verlogenen Leisetreter und Angsthasen: «Wenn man Kompromisse mit seinen Obsessionen schliesst, sät man den Samen des Unglücks.»

Werner Herzog spricht gerne von der Obsession als einer «inneren Macht, die das Selbst immer wieder von Neuem überrascht». Die Sehnsucht, seine eigenen Grenzen zu über-



«Innere Macht»: Filmemacher Herzog.



Unter schwierigsten Bedingungen: Herzog-Film «Die grosse Ekstase des Bildschnitzers Steiner».

schreiten, hat heute unsere gesamte Gesellschaft erfasst. Doch wer kann total loslassen?

Natürlich ist es auch für die Obsessiven, wie so oft, das Geld, das am Ende fasziniert. Ideen, Erfindungen, Trance – alles schön und gut. Viel wichtiger: Geld. Unvorstellbare Mengen Geld. Dabei galt eine Eigenschaft wie «obsessiv» noch vor wenigen Jahren gerade in der Wirtschaft oder Politik als unseriös. Obsessiv sollten Künstler sein, aber niemals seriöse Geschäftsleute oder Politiker. Immer hiess es: Obsessive Kräfte führten zu triebhaften Ausbrüchen und ungeahnten Leidenschaften. Die Besessenheit laufe einem aufgeklärten Lebensentwurf und strategischen Karriereentscheiden zuwider.

Doch gerade in der heutigen Welt haben sich die Ansprüche an unsere Spitzenkräfte komplett verändert. Immer mehr gilt: *Think outside the box*. Als Barack Obama zum ersten schwarzen Präsidenten Amerikas gewählt wurde, sei er sofort von einer Obsession befallen gewesen, die sich in einer extremen Fokussierung zeigte, einem Übermass an Energie, erzählte sein Freund und Berater Rahm Emanuel, heute Bürgermeister von Chicago. Viele bringen diese Bereitschaft nicht auf. Obama habe sich tagelang auf Fernsehauftritte und Reden vorbereitet, er habe wie in Trance die Stossrichtung seiner Botschaft analysiert und nach Schwächen abgeklopft. Er

habe kaum noch geschlafen und sich dabei selbstredend in so eine Art Ekstase versetzt.

Die Obsession mit dem Gelingen einer Strategie, der totale Erfolgswunsch, die Innovation, der Wille nach politischer Wandlung, nach Erneuerung einer Gesellschaft – das kann zwar auch zur Irrationalität führen, auf jeden Fall aber zu einem Überdenken bestehender Verhältnisse. Darum geht es. Die Leisetreterei, das Ziellose, das Blockierende, die verlogene Kollegialität zur Erhaltung eines Stellungskrieges, eine Politik der Provokationslosigkeit, der schnoddrigen, fahigen, erschlaferten Amtsführung – das kann sich die Gesellschaft heute nicht mehr leisten. Es geht – wie damals bei unserem Skiflugweltmeister Walter Steiner – um die Obsession des Abhebens, auch unter schwierigsten Bedingungen.

Zwischen Wahn und Sinn

Niemand wollte zum Beispiel intensiver abheben als Steve Jobs, der Gründer von Apple. Er war der Inbegriff des obsessiven CEO, inklusive Borderline-Syndrom. Apple hatte immer zwei Chefs: Beide nannten sich Steve Jobs. Der eine versprühte den Charme eines Wunderkindes, der andere war ein obsessiver Tyrann, der schon ganze Firmen seinen grössenwahnsinnigen Ambitionen geopfert hatte. Doch beide Steve

waren für den Erfolg gleich wichtig. Es war Steve Jobs, der als Erster bewies, dass Computerunternehmer zu Popstars taugen.

Steve Jobs war obsessiv damit beschäftigt, etwas Langweiligem wie einem Datenverarbeitungsgerät menschliche Züge zu verleihen. Er war aber auch fähig, dem Begriff Obsession ein positives Gesicht zu verpassen: Wieso sollten also nicht auch Politiker und Wall-Street-Wölfe zu Popstars und Leitfiguren mutieren?

Werner Herzog weiss, wie so etwas funktioniert: Obsessionen können enorme kreative Schübe auslösen, Wissen, das tiefer geht, authentisch ist und überzeugt – ein Leben zwischen Wahn und Sinn. Deshalb läuft Werner Herzog beim Joggen gerne vom Strand weg, hinein in die finstere Parallelwelt von Venice Beach: Zur Speedway Avenue, einer berühmten Gasse, die parallel zur Promenade verläuft, von überquellendem Müll und menschlichem Unrat gesäumt, hier leben die Obdachlosen, die Verstossenen, sie schlafen dort, essen dort, kaufen und verkaufen Drogen. Hier dreht Hollywood auch mal morbide Filmszenen. Hier verlangsamt Herzog jetzt sein Tempo, als ob er auf irgendetwas warten würde. Auf eine Ekstase, eine profane Erleuchtung, eine Wildheit. Es ist ein obsessiver Drang nach der Natur der Dinge, vielleicht nach einer höheren Form des Daseins. ○



«Mit einem Fingerschnippen verwandeln sie sich in die gefährlichsten Krieger der Welt»: Gurkhas während eines Marsches in voller Kampfausrüstung



in Brecon, Wales.

Krieger und Gentlemen

Man nennt sie «die Mutigsten der Mutigen». Gurkhas! Seit 200 Jahren ziehen die nepalesischen Elitesoldaten für die britische Krone in den Krieg. Fotografin Alex Schlacher hat zweieinhalb Jahre mit den schweigsamen Kämpfern gelebt. *Von Urs Gehrigler und Alex Schlacher (Bilder)*

Sie sind kleingewachsen und schlank, keine zwanzig Jahre alt, sie haben pechschwarzes Haar, eine würdevolle Ausstrahlung und eine Haut von jenem blassgoldenen Rumton, der weder Schwarzen noch Weissen eindeutig zuzuordnen ist. Vor wenigen Wochen lebten sie noch in den Bergen und Tälern Nepals mit ihren Familien, die so mausarm sind, dass sie kaum den Lebensunterhalt bestreiten können. Nun stehen sie aufgereiht im Hof der Kaserne von Catterick, Nordengland, gewandet in schneeweiße Taekwondo-Anzüge, und schreien «Huh! Hah!», während sie ihr rechtes Bein scherenartig gegen den wolkenverhangenen Himmel emporschnellen lassen.

Jeder dieser 127 Rekruten hat sich im härtesten militärischen Auswahlverfahren der Welt gegen 10 000 Aspiranten durchgesetzt. Fünf Wochen Ausbildung liegen hinter ihnen, 34 Wochen stehen noch an, bevor aus ihnen echte Gurkhas geworden sind – stolze Mitglieder der legendärsten Elitetruppe.

Unscheinbar inmitten der Rekruten bewegt sich Alex, ganz in Schwarz, schleppt einen schweren Rucksack, Kamera in der Hand. Die zierliche Person mit dem Männernamen ist die einzige Frau auf dem Kasernenhof. Wie eine Katze streicht sie um die jungen Rekruten, setzt ihre Kamera an, fokussiert, positioniert sich neu, aufmerksam, diskret, stets im Hintergrund, stets den Finger am Auslöser.

«Mutter aller Fitnessstests»

Seit zweieinhalb Jahren ist Alex Schlacher mit den Gurkhas unterwegs, von Nepal über Catterick, Afghanistan und Australien bis Kenia. Sie hat alle Einheiten der Brigade besucht, ebenso Veteranen und medizinisch ausgemusterte Soldaten. Hunderte hat sie porträtiert und ihre Geschichten aufgezeichnet, die sie nun in einem Buch zusammenstellt. «Arc of the Gurkha» heisst es und kommt Ende Jahr in den Handel, pünktlich zur Zweihundert-Jahr-Feier der Allianz zwischen den Briten und den Gurkhas.

Ganze Bibliotheken sind geschrieben worden über die Heldentaten und den Todesmut

der geheimnisvollen Krieger, aber keines kommt dem Phänomen so nah wie Schlachers Dokumentation. Noch nie hat ein Zivilist, geschweige denn eine Frau, einen ähnlich intimen Zugang zu den Gurkhas erhalten wie sie. Mit Geduld und Einfühlungsvermögen hat es die Österreicherin geschafft, das Vertrauen der Kämpfer zu gewinnen, die nur äußerst zurückhaltend Details über ihr Handwerk preisgeben. «Ich will das menschliche Gesicht hinter dem Mythos der gefürchteten Krieger abbilden», sagt Schlacher.

Seit 1815 gehören die Gurkhas zu den brilliantesten Soldaten der britischen Armee. Fast eine halbe Million kämpfte allein in den beiden Weltkriegen, stürmte gegen die Felsen von Gallipoli, auf die Festung von Tobruk, bis auf die Anhöhe von Monte Cassino. Bis heute eilt ihnen ein Ruf voraus, der Gegnern das Blut

«Noch nie hat ein Zivilist einen ähnlich intimen Zugang zu den Gurkhas erhalten.»

in den Adern gefrieren lässt. Und um keine Waffe ranken sich ähnlich viele Legenden wie um das gekrümmte Khukri, halb Messer, halb Machete, mit dem ein Gurkha mit einem Hieb dem Gegner den Kopf abtrennt.

Begonnen hat die Allianz nach der britischen Offensive auf Indien zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Die Soldaten der Britischen Ostindien-Kompanie stiessen damals durch den ganzen indischen Subkontinent nach Norden vor. Als sie sich dem Himalaja näherten, sah es danach aus, als werde die Eroberung des Königreichs Gorkha (das sich über weite Teile des heutigen Nepal erstreckte) zu einem Spaziergang. Die Briten täuschten sich. Sie verstanden nicht, dass das Bergvolk den Krieg als Sport betrachtete.

«Ich habe nie mehr Zuverlässigkeit und Mut gesehen in meinem Leben», schrieb ein beteiligter britischer Offizier in seinen Memoiren, «geflohen ist kein Einziger, und vor dem Tod schienen sie keine Angst zu haben, obwohl ihre Kameraden reihum fielen.» Die Bewunderung war gegenseitig. «Die Briten kämpfen wie Löwen», sagte der damalige Kommandant der Gurkhas, «sie sind fast so gut wie wir.» Den Sieg in der Schlacht von Khalanga (1815) bezahlten die Briten teuer mit Blut, aber sie gewannen in den Gurkhas einen Verbündeten, dessen Exzellenz mit Gold nicht aufzuwiegen ist.

Dem ersten Gurkha ist Alex Schlacher 2011 in der afghanischen Provinz Helmand begegnet. Unterwegs mit US-Marines, war sie augenblicklich fasziniert von Kultur und Würde der nepalesischen Elitesoldaten. Zu ihrem Erstaunen lud der Kommandant des 2. Gurkha-Infanteriebataillons sie spontan ein, seine Truppe auf Patrouille zu begleiten. «Die Gurkhas haben mich wie ein verlorenes Kind aufgenommen», erzählt sie. Zwei Monate ist sie bei



Menschliches Gesicht hinter dem Mythos: Gurkha-Infanteriesoldat mit GPMG-Maschinengewehr.



Krieg betrachten sie als Sport: hoffnungsvolle Nepalesen bei der Finalektion in Pokhara.



«Ich habe nie mehr Zuverlässigkeit und Mut gesehen»: Soldaten der Royal Gurkha Rifles bei einer Abseilübung in Brunei.



«Wir erben den Mut von unseren Vorfahren»: Soldat der 2 RGR mit einer Javelin-Panzerabwehr-Lenkwanne auf einem Hügel in Nordaustralien.



Siebzig Sit-ups innert zweier Minuten: Aspirant bei der Aushebung.



Ende des Bogens: pensionierter Gurkha-Leutnant Purna Bahadur Gurung.



Ungewohnt: 800-Meter-Lauf bei 38 Grad Celsius Hitze und 95 Prozent Luftfeuchtigkeit im britischen Camp in Dharan, Ostnepal.



Noble Offenheit: Nepalese mit «Tikka» (Glücksbringer) auf der Stirn.



Lebenstraum: Wiedersehen mit der Familie nach erfolgreicher Selektion.



99 Prozent werden abgewiesen: finale Selektion in Pokhara.

ihnen in Afghanistan geblieben. Seither sind die Gurkhas zu ihrem Lebensinhalt geworden.

Ein seltenes Foto zeigt sie selbst im Kampfanzug, das Gesicht mit Tarnfarbe bemalt, inmitten von Gurkhas im Dschungel von Brunei (siehe «Intern», Seite 3). «Wenn du zwischen den Soldaten liegst und stinkst, nachdem du dich zehn Tage nicht gewaschen hast, verbindet das sehr.» Alex Schlacher machte alles mit, schleppte ihr Gepäck, teilte mit ihnen das Essen, schlief im Dschungelcamp. Seither nennen die Gurkhas sie Didi – «grosse Schwester» auf Nepali –, ein Zeichen des Respekts und der Zuneigung.

Schlachers fotografischer «Lebensbogen» beginnt, wo jede Gurkha-Karriere ihren Anfang nimmt: mit der Aushebung. Wer in Britanniens Elitetruppe aufgenommen werden will, muss eine Reihe von Tests bestehen. Mindestens sieben Sit-ups innert zweier Minuten sind zu absolvieren, Klimmzüge und ein 800-Meter-Lauf, der für manche Aspiranten eine Herausforderung bedeutet. Aufgewachsen im Berggelände, bekunden etliche zuerst Mühe, im Flachen eine gerade Strecke zu rennen.

Die anspruchsvollste Hürde im Auswahlverfahren ist ein Vier-Meilen-Rennen mit einem 25-Kilogramm-Sandsack auf dem Rücken, der in einem Korbrucksack geschleppt wird. Das Gewicht entspricht dem Gepäck, das ein Gur-

kha-Infanterist im Kampfeinsatz zu tragen hat. Doko heisst das Rennen, es führt steil einen Berg hinauf und gilt als «Mutter aller Fitnesstests».

Die Zeiten, als die Gurkhas Kanonenfutter waren, sind längst vorbei. Nur wer über einen überdurchschnittlichen Intellekt verfügt, kann als Elitekrieger reüssieren. Mathematikkenntnisse werden ebenso geprüft wie das Beherrschen der englischen Sprache. Dazu gehört das Schreiben eines Essays. Das Thema beim letzten Auswahlverfahren im Dezember: «Warum gibt es ein politisches Problem in Nepal?»

Krönung eines erfüllten Lebens

Viele Abgewiesene – fast 99 Prozent aller Aspiranten – gehen monatelang nicht zurück in ihr Dorf, zu schwer wiegt die Enttäuschung. Einzelne flüchten sogar in den Freitod, um nicht mit der Schmach weiterleben zu müssen. Wer aufgenommen wird, sieht seine Familie mindestens drei Jahre nicht mehr. Der Abschied von einem Gurkha aus seiner Heimat ist für eine Familie ebenso wichtig wie eine Hochzeit oder eine Beerdigung. Zum ersten Mal in ihrem Leben steigen die frischgebackenen Rekruten in ein Flugzeug und werden nach Grossbritannien geflogen, nach Catterick in die Grundausbildung.

«Ein Gurkha wird nicht als Gurkha geboren», sagt Kompaniekommandant Major Ru-

pert Anderson, verantwortlich für das Basis-training in Catterick: «Dieser Ort ist eine Fabrik, hier werden aus Nepalesen Gurkhas gemacht.» Wegen der Sprache und der kulturellen Unterschiede dauert ihre Grundausbildung einen Drittel länger als diejenige eines normalen britischen Infanteristen. Dafür ist ein Gurkha im Durchschnitt viel fitter, und er braucht viel weniger disziplinarischen Drill und Motivation als ein Brite oder irgendein anderer Soldat auf der Welt. Auf dem Kasernenhof wird kaum gebrüllt. Nepalesen reagieren empfindlich auf harsche Töne. Es reicht ein simples, anständiges Wort, und die Rekruten stieben davon wie Funken eines explodierenden Sterns.

Aus Dutzenden von Gesprächen weiss Schlacher, dass in den meisten der gefürchteten Krieger ein sanfter Kern steckt. Sie hat mit ihnen über ihre Familien und Kriegstraumata gesprochen, über die sich die traditionell verschlossenen Gurkhas selten äussern. Immer wieder gibt es Geschichten, die ihr die Sprache verschlagen. «Ein Rekrut hat einen Vater mit drei Familien. Statt sich um sie zu kümmern, ist er mit einer vierten Frau durchgebrannt.» Mit seinem Salär von monatlich 900 Pfund versuche der Baby-Gurkha nun, das Leben seiner Verwandtschaft zu bestreiten.

Das wohl grösste Rätsel für Aussenstehende ist, wie aus sensiblen, freundlichen Menschen derart gefürchtete Kämpfer werden. «Es ist etwas Sonderbares mit den Gurkhas», erzählt ein ehemaliger britischer Gurkha-Kommandant. «Sie sind unbeschwert glücklich, lustig, doch mit einem Fingerschnippen können sich diese kleinen Männer in die gefährlichsten, schrecklichsten Krieger der Welt verwandeln.»

Ein Grund für diesen Charakterzug liegt in ihrer Herkunft, die sie zu harten, ausdauernden Menschen macht. Nepal ist spektakulär schön, aber erbärmlich arm. Mit einem jährlichen Pro-Kopf-Einkommen von 692 Dollar gehört das Land zu den zwanzig ärmsten Ländern der Welt. Hier können Erdbeben, Erdrutsche, Hagelstürme, Überschwemmungen die gesamte Existenz auslöschen. Doch es gibt keinen Wohlfahrtsstaat, der einspringt. Dies produziert einen fatalistischen Menschenschlag.

Ein weiterer Grund für die Robustheit ist ihre Tradition. Sie kommen aus einer hierarchischen Gesellschaft, wo Älteren Respekt gezollt wird. «Wir erben den Mut von unseren Vorfahren, wir haben selten Angst und sind getrieben vom Glauben, dass wir alles tun können», sagt Captain Kamal Khapung, Training Officer in Catterick. «Lieber sterben wir im Kampf, statt als Feiglinge zu überleben.»

Auf die Frage, wie es Alex Schlacher gelungen ist, das Vertrauen der Gurkhas zu gewinnen,

sagt Captain Kamal: «Wir akzeptieren Alex als Mitglied, weil sie versucht, ihr Bestes für uns zu leisten. Dass sie eine Frau ist, ist für die Gurkhas kein Problem.» Aber auch keine Selbstverständlichkeit, wie Schlacher weiss: «Da lebe ich allein unter Männern, bin über vierzig, nicht verheiratet und habe keine Kinder, das ist schon etwas seltsam für einen traditionellen Nepalesen.»

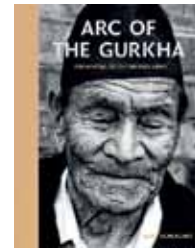
«Wir haben selten Angst und sind getrieben vom Glauben, dass wir alles tun können.»

Umso mehr war sie über deren Gelassenheit verblüfft. «In Wien habe ich schon mit Taxifahrern über Beziehungen, Familie und das Kinderkriegen gestritten, die Gurkhas hingegen hören neugierig zu, aber werten nicht.»

Es ist diese noble Art der Offenheit und des Pragmatismus, die Gurkha-Soldaten zu beliebten Verbündeten und erfolgreichen Kriegern macht. Egal, wo auf der Welt, Gurkhas finden sich überall sofort zurecht. Auf dem Balkan, so wird berichtet, hätten die Gurkhas eine halbe Stunde nach Ankunft bereits mit der Lokalbevölkerung Schach gespielt. Obwohl sie ihren Traditionen treu ergeben sind, begegnen sie fremden Kulturen wie einer unbekanntenen Vegetation oder einem ungewohnten Klima – wie interessanten Facetten ein und derselben Welt.

«Arc of the Gurkha» ist Schlachers Hommage an diese edlen Krieger aus dem Himalaja. Prinz Charles höchstpersönlich wird das Vorwort beisteuern. Das letzte Kapitel ist den Veteranen gewidmet. «Die Pension ist das Ende des Bogens, die letzte Station einer Gurkha-Karriere.» Einige bleiben in Grossbritannien. Andere gehen zurück nach Nepal und versuchen durch ihre Erfahrung der Gesellschaft etwas zurückzugeben. Es ist die Krönung eines erfüllten Lebens.

Deshalb habe sie als Sujet für das Buchcover keinen martialischen Kämpfer, sondern das verwitterte Gesicht von Leutnant Manjung Gurung, 94, ausgewählt. Er trat den Gurkhas 1938 bei, kämpfte zehn Jahre lang im Dschungel von Malaya gegen kommunistische Guerillas, wo er eigenhändig zwei ranghohe Untergrundkämpfer tötete. Er ist halbbblind, aber sein Bart ist täglich perfekt frisiert. «Das ist typisch Gurkha», sagt Schlacher. Ein Gurkha bleibe bis ans Lebensende Soldat und Gentleman, «stets darauf bedacht, Haltung zu bewahren».



Alex Schlacher:
Arc of the Gurkha – From Nepal to the British Army.
Elliott & Thompson.
288 S., Fr. 55.–
Erscheint im Dezember 2014.
www.arcofthegurkha.com

Silvano Moeckli:

«Der Bundesrat»

Das politische System der Schweiz, in Romanform spannend erklärt.

«Gewählt ist mit 128 Stimmen – *est élu avec 128 voix*: Carlo Bissig.» Carlo ist am Ziel seiner Wünsche. Nun ist er, nach Jahren als Gemeinde-, Kantons- und Nationalrat, endlich Bundesrat – bis er realisiert, dass seine Karriere fremdgesteuert wurde.

«Der Bundesrat» eröffnet einen völlig neuen Zugang zur oft als mühsam empfundenen Staatskunde. Die politischen Einrichtungen, die politischen Entscheidungsprozesse und die politische Kultur der Schweiz werden auf eine ganz neue Weise, in Form einer Lebensgeschichte, vermittelt. Ein unterhaltsamer Roman des renommierten Politikwissenschaftlers Silvano Moeckli, der hinter die Kulissen der Schweizer Politik leuchtet.



1. Auflage 2014
224 Seiten, Fr. 9.90, ISBN 978-3-85612-284-3



Platin-Club-Spezialangebot

Einführungsangebot

Silvano Moeckli
«Der Bundesrat»
Das politische System der Schweiz,
in Romanform spannend erklärt.
Kartierter Einband

Fr. 5.90 (zzgl. Versandkosten*) statt Fr. 9.90
* Fr. 3.90 pro Paket

Bestellungen

Bitte senden Sie eine E-Mail Ihrer vollständigen Adresse an info@klv.ch, oder rufen Sie uns an über Tel. 071 845 20 10.
KLV Verlag AG, Quellenstrasse 4e,
9402 Mörschwil

www.weltwoche.ch/platinclub



Honigsüsse Marschflugkörper

Während Männer kurz und heftig streiten, geben Frauen keine Ruhe. Sie giften sich an, sind nachtragend und sinnieren auf ewige Rache. Trotzdem sind sie die besseren Menschen.

Von Kathy Lette

Fasziniert verfolgte Australien den Krach zwischen James Packer und David Gyngell. Die verwöhnten Sprösslinge aus Millionärsfamilien, von Kindesbeinen an eng miteinander befreundet und wechselseitig Paten ihrer Kinder, galten als unzertrennlich. Doch unlängst mussten Nachbarn voller Erstaunen mit ansehen, wie die beiden am Bondi Beach aneinandergerieten und sich auf offener Strasse eine Prügelei lieferten. Gyngell hatte offenbar auf Packer gewartet, stürzte sich dann auf ihn, schlug ihm ein paar Zähne aus und verpasste ihm ein blaues Auge.

Menschliche Wonderbras

Fotos zeigen die beiden ineinander verkeilten Kontrahenten, die von Packers Bodyguards getrennt werden mussten. Aber schon am nächsten Tag erschien Gyngell in Packers Apartment, wo die beiden in einem gemeinsamen Statement ihre 35-jährige Freundschaft bekräftigten.

Während die Männer in meinem Freundeskreis sich fragen, was der Grund für diese Schlägerei gewesen sein mag (ging es um Geld, um eine Frau oder um rivalisierende Sportvereine?), wundern sich meine Freundinnen, wie rasch die beiden ihren Streit beigelegt haben.

Dies ist einer der augenfälligsten Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Wenn Männer aneinandergeraten und sich prügeln, trinken sie kurze Zeit später ein Bier zusammen, und alles ist verziehen. Frauen dagegen geben keine Ruhe, sie giften sich an, zicken rum, sind nachtragend und sinnieren auf ewige Rache.

Frauen sind gewissermassen menschliche Wonderbras – sie stützen sich gegenseitig und schaffen es, einander grösser und besser aus-

«Muss schön sein, so kleine Brüste zu haben, dann fallen die Kleider so toll.»

sehen zu lassen. Frauen ziehen sich emotional bis auf die Unterwäsche aus. Wir veranstalten einen Psycho-Striptease, bei dem wir uns köstlich amüsieren. Und niemand ist vor uns sicher. Wenn eine Freundin einen miesen Boss hat, machen wir ihn einfach lächerlich, diesen Wurm. Wenn eine Frau von ihrem gefühllosen Mann verlassen wurde, singen wir Mantras in der Art von «Alle Männer sind Schweine, nur George Clooney nicht, der ist

schnuckelig». Wenn die pubertierenden Kinder den Aufstand proben, trinken wir Char-donnay.

Ohne die Unterstützung meiner Freundinnen würde ich heulend in der Klapsmühle sitzen, ausgestossene Vögel in meinem BH pflegen und mir einen Zopf flechten. Aber aufgepasst! Einmal betrogen, können Frauen zu wahren Furien werden, neben denen der Hunnenkönig Attila wie ein harmloser Spaziergänger aussieht.

«Sag es nicht weiter, aber ...»

Dieser grundsätzliche Geschlechterunterschied zeigt sich zum ersten Mal auf dem Pausenhof. Jungs regeln ihre Meinungsverschiedenheiten mit einer Keilerei, Mädchen tuscheln, kichern und machen Andeutungen. Immer hinter dem Rücken der anderen. Es ist ein Spiel, bei dem es darum geht, wer da-

zugehört und wer ausgestossen wird. Jede Frau, die ich kenne, erinnert sich mit Schrecken an solche Schulhofszenen. Bei dem Gedanken an die «Freundinnen», die mich in ein soziales Sibirien verbannten, während ich in mein Pausenbrot heulte, wird mir heute noch schlecht.

«Sag es nicht weiter, aber ...» ist die beliebte Einleitung für gnadenlosen Rufmord unter Frauen. Aber warum ist Lästern die bevorzugte weibliche Waffe?

Zunächst einmal sind Frauen sehr viel kommunikativer als Männer. Ihr alltäglicher Wortschatz enthält etwa 350 Wörter mehr als der von Männern (wobei mein Mann allerdings behauptet, dass Frauen sowieso den ganzen Tag lang reden, und für Männer gibt es auch nicht sehr viele Varianten, «Ja, Schatz» zu sagen). Während die meisten Männer Wert auf eine klare Ansage legen, verstehen sich Frauen



Je gehässiger die Bemerkung, desto strahlender das 1000-Watt-Lächeln.

besonders gut auf Rückhandschläge à la Martina Navratilova.

«Ich wünschte, die Männer würden sich mehr für meine Intelligenz als für meine Schönheit interessieren», raunte mir eine Schriftsteller-Rivalin einmal zu. «Wenn ich doch nur etwas weniger attraktiv wäre.» Dann musterte sie mich von oben bis unten und seufzte: «Sag schon, Kathy, wie schaffst du das?»

Volltreffer, nicht wahr? Auf der Zickenskala kann diese Boshaftigkeit es durchaus mit Joan Crawford's bissiger Bemerkung gegenüber Ingrid Bergman aufnehmen: «Ihr Kleid ist einfach himmlisch. Haben Sie es selbst gemacht?» Oder mit Dorothy Parkers ironischem

«Alle Männer sind Schweine, nur George Clooney nicht, der ist schnuckelig.»

Urteil über eine Kontrahentin: «Sie ist so grosszügig, hat sich an alle verschrenkt.» Oder mit Tallulah Bankheads Kommentar über ihre Kollegin: «Wenn ich Bette Davis sehe, werde ich ihr die Barthaare einzeln rausziehen.»

Je gehässiger die Bemerkung, desto strahlender natürlich das 1000-Watt-Lächeln. Wenn einer Frau Boshaftigkeit vorgeworfen wird, kann sie immer zurückflöten: «Das war doch nur ein Scherz.»

Warum äussert sich weibliche Aggressivität vorzugsweise so indirekt? Ich nehme an, weil von Frauen nach wie vor braves Verhalten erwartet wird, weshalb die vernichtendste Kritik immer in honigsüsse Falschheit verpackt wird. «Muss schön sein, so kleine Brüste zu haben», erklärte mir einmal eine dralle Ex-Freundin im Beisein zahlreicher Männer, «dann fallen die Kleider so toll.»

Blitzschnell erwiderte ich, dass ich immer gern neben ihr sitze, das mache schlank. Nachts liege ich manchmal schlaflos da und denke mir eine ätzende Replik aus, die ich ihr bei unserer nächsten Begegnung ins Gesicht schleudern werde.

Frauen können eine ramponierte Freundschaft nach Jahren mit Humor und bei einer guten Flasche Wein reparieren. Und tatsächlich finde ich unsere Neigung, über alles zu reden, gar nicht so schlecht. Männer mögen es vorziehen, bewaffnet mit einem Kricketschläger oder einer Kalaschnikow oder einem Marschflugkörper einen inhaltlichen Dialog zu führen. Aber würde es die Welt nicht sicherer machen, wenn wir nur verbal aufeinander einschlugen?

Kathy Lette, geboren 1958 im australischen Sydney, ist Bestsellerautorin. Sie lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern in London.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Geschlechter

Mr. Rich für die Langeweile

Wie sich Irina Beller mit entwaffnender Direktheit ins Ausmanövriert hat. *Offener Brief von Julia Onken*

Sehr geehrte Irina Beller

Mit grossem Interesse habe ich das Interview über Ihr Buch «Hello Mr. Rich! So heirate ich meinen Millionär» gelesen, das die *Weltwoche* mit Ihnen geführt hat. Sie erzählen flott und unbekümmert, verraten trickreiche Verhaltensregeln, gewähren Einblick in die Hexenküche, wo der Zauberspruch gebraut wird, der den Mann zum willenlosen Opfer weiblicher Verführungskunst machen soll. Es ist ein eindrückliches Dokument, das an Offenheit und Ehrlichkeit kaum zu überbieten ist, und das deshalb durchaus Respekt verdient. Respekt deshalb, weil es ein Denkmuster aufzeigt, über welches zwar immer wieder Vermutungen kursierten, um weibliches Verhalten zu ergründen. Aber in dieser Klarheit wurde es kaum je ausgesprochen.

Anleitung fürs Zehnfingersystem

Mehr noch. Selten wird in der Ratgeberliteratur gleichzeitig auch noch die Wirkungslosigkeit der Ratschläge derart eindrücklich dokumentiert. Obwohl es Ihnen gelungen ist, anhand Ihrer eigenen Regeln Mr. Rich zu entern, der Ihnen ein glamouröses Leben ermöglicht, will sich das Rundumglück nicht einstellen. Auf die Frage, ob es Ihnen nie langweilig werde, Geld auszugeben, antworten Sie sehr ehrlich und herzerfrischend offen: «Das ist mir schon längst langweilig geworden. Ich hasse Shopping.» Nun muss doch die Frage erlaubt sein: Warum um Himmels willen sollen sich Frauen mit grosser Anstrengung und unter Einhaltung sämtlicher Raffinessen an einen reichen Mann herantastern, um am Ziel in Langeweile zu versinken? Wo ist die Freude am Leben geblieben und wo der Genuss, sich auch über das hundertste Schmuckstück noch freuen zu können?

Aber, liebe Irina Beller, Sie sind konsequent. Und Sie zeigen in entwaffnender Direktheit, wie der Weg zu Mr. Rich direkt ins Aus führt.

Dass die Verkaufszahlen nicht Ihren Erwartungen entsprechen, ist zweifellos enttäuschend. Aber irgendwie auch folgerichtig, denn Sie

haben irrtümlicherweise an der Zielgruppe vorbeigeschrieben. Die Frau in mitteleuropäischen Ländern verfügt in der Regel über eine gute Berufsausbildung oder einen Studienabschluss. Ihr grösstes Problem ist nicht, einen reichen Mann zu finden, der ihr Dasein subventioniert; sie definiert sich nicht parasitär, sondern selbstbestimmend und selbstverant-

wortlich, sie ist weitgehend damit beschäftigt, ihr Leben zu organisieren, damit sie Beruf und Familie unter einen Hut bringen kann. Ihr Buch aber richtet sich an Frauen, deren letzter Trumpf und einziges Kapital die Bewirtschaftung primärer und sekundärer Geschlechtsmerkmale ist, die alles daransetzen, von einem wohlhabenden Mann aus ihrer misslichen Lebenslage gerettet zu werden.

Ihr Buch mutet an wie eine Anleitung, um das Zehnfingersystem auf der Schreibmaschine zu lernen. Die heutige Frau hierzulande ist längst in einer anderen Epoche angekommen, surft im Internet, ist topfit in der Informatik und denkt nicht im Traum daran, sich mit einer alten Kugelschreibmaschine abzumühen.

Liebe Irina Beller, denken Sie einfach daran, beim nächsten Buch, das Sie wahrscheinlich schreiben werden, die Zielgruppe nicht aus den Augen zu verlieren. Dazu wünsche ich Ihnen viel Erfolg.

Julia Onken ist Psychologin und Psychotherapeutin sowie Gründerin und Leiterin des Frauenseminars Bodensee.



Altes Denkmuster: Millionärgattin Beller.

Sprache der Gauner und Gelehrten

Von A wie Abzocker über K wie Knast bis Z wie Zoff: Wie jiddische Ausdrücke zu deutschen Modewörtern wurden.

Von Pierre Heumann

Eine Beiz im Kaff; ein mieser Ganove steht Schmiere; ein Abzocker macht Pleite und landet im Knast: Ohne es zu wissen, verwenden wir Wörter und Wendungen, die ursprünglich aus dem hebräischen Erbteil des Jiddischen stammen. Mehr als tausend sind nachgewiesen. Manche wurden nur im jüdischen Deutsch gebraucht, andere sind in aller Munde. Rund fünfzig Wörter sind heute so stark integriert, dass sie sogar neue Wortfamilien gebildet haben.

Jeder kennt sie, jeder benützt sie – zum Beispiel das Wort Beiz. Es geht auf das hebräische *bajit*, jiddisch *bajes*, Haus, zurück. Im Laufe der Jahre wurde «Beiz» zum alemannischen Ausdruck für Gaststätte. In Österreich spricht man vom Beisel. Wer in Israel *kfar* sagt, meint ein Dorf oder eben ein Kaff. Wer Abscheu empfindet, spricht auf Hebräisch von *mius*, was zu «mies» wurde. «Ganove» ist von hebräisch *ganav*, jiddisch *ganef*, Dieb, abgeleitet. Wer Wacheschiebt, ist auf *schmira*, woraus «Schmiere stehen» geworden ist. Falls einem das Geld ausgeht, denkt man möglicherweise an Flucht, was auf Hebräisch *pleta* heisst. Einer, der pleitegeht, könnte versucht sein, sich durch Flucht vor den Gläubigern zu retten. Dann ist kreist der Pleitegeier, also ein «Pleitegeher».

Wortschatz der Herrschaft

Wie fanden die aus dem Hebräischen stammenden jiddischen Wörter ihren Weg ins Deutsche? Der Germanist Hans Peter Althaus geht dieser Frage seit langem nach. Der Professor für germanistische Linguistik an der Universität Trier hat die jiddischen Wörter im Deutschen in zahlreichen Publikationen gewürdigt. Im Mittelpunkt steht dabei die Geschichte der Interaktion zwischen Juden und Deutschen. «Mit dem Jiddischen kamen in Deutschland Gelehrte und Gauner bereits im 16. Jahrhundert in Kontakt», sagt Althaus. Später nahm das Interesse am Jiddischen zu, weil man es die Volkssprache der Juden verstehen wollte. Als sich die Getto-Tore öffneten, verstärkte sich der Kontakt zwischen Juden und Christen – und damit auch der sprachliche Transfer. Dadurch kamen in Berlin und Wien, wo es bis zum 20. Jahrhundert eine wachsende jüdische Bevölkerung gab, zahlreiche jiddische Ausdrücke in die deutsche Sprache. Die Kenntnis der jüdischen Familiensprache verbreitete sich auch über das Dienstpersonal, das sich den Wortschatz der Herrschaft aneignete und weitertrug.

Auf dem Lande, wo Juden als Viehhändler tätig waren, blieben deren Handelsausdrücke Bauern unverständlich. Um im Handel mithalten zu können, griffen sie nach Entzifferungsschriften, die die jüdische Markt- und Handelssprache erklärten. In kleinen Wörterbüchern konnten Bauern nachschlagen, mit welchen Begriffen sich die jüdischen Geschäftsleute untereinander absprachen.

Die Jiddismen der deutschen Sprache haben eine wechselvolle Geschichte hinter sich. Sie blieben Bestandteil des familiären Jargons, als die deutschen Juden als Preis für die Emanzipation das Jiddische zugunsten des Deutschen aufgaben. Sie waren Ausdruck der Jüdischkeit, wurden aber in der Öffentlichkeit von Juden zunehmend vermieden. Seit dem 18. Jahrhundert wurden die jüdischen Sprachreste in der deutschen Literatur zum Mittel sprachlicher

Heute sind Jiddismen wie Chuzpe, Reibach oder Tacheles integraler Bestandteil des Deutschen.

Charakterisierung. Künstler und Journalisten verwendeten sie gezielt in Parodien und Polemiken. Oft machten sie sich damit über den sozialen Aufstieg der Juden lustig. Es gehörte nicht mehr viel dazu, um aus den jüdischen Sprachbesonderheiten ein antisemitisches Diffamierungsmittel zu machen. In besonders niederträchtiger Weise tat dies die nationalsozialistische Hetzpresse.

Seit der frühen Neuzeit waren jiddische Ausdrücke Teil des Rotwelschen, das von Vaganten und Gaunern als traditionelle Geheimsprache gebraucht wurde. Hier kam es auf Unverständlichkeit an. Dabei gab es charakteristische Unterschiede. Im Jiddischen ist *chochem* der Weise, Kluge, Gelehrte. Im Rotwelschen ist der *kochemer* entweder ein Eingeweihter oder ein Spitzbube. *Knas* heisst im Jiddischen «Geldstrafe», *Knast* im Rotwelschen dagegen «Gefängnis». Man glaubte lange, dass Jiddismen überwiegend durch das Rotwelsche ins Deutsche gelangt seien. Das ist laut Althaus aber nicht der Fall und widerspricht auch dem auf Geheimhaltung bedachten Interesse der Gauner.

Bis ins 20. Jahrhundert sind die jiddischen Wörter vor allem aus der jüdischen Familiensprache übernommen worden, zudem auch aus Bereichen wie Börse, Presse und Theater. Dort waren sie oft das Salz in der Suppe. Men-

schen, die ihr Judentum verbergen wollten, vermieden jiddische Ausdrücke bewusst. In der Nazizeit war das überlebenswichtig, wie der Romanist Victor Klemperer berichtet hat, der den Terror in Dresden überlebte. Ihre Identität hätten Juden damals mit einem einzigen Wort verraten können.

Nach dem Ende des Dritten Reichs wurden jiddische Wörter von nichtjüdischen Deutschen wohl aus Scham über das Geschehene tabuisiert. Damit vollzog sich an den Jiddismen, was Klemperer für die von den Nazis missbrauchten deutschen Wörter verlangt hatte: Sie



Familien- und Geheimsprache: jüdische

sollten eine lange Zeit vermeiden, dadurch gereinigt und so wieder tauglich gemacht werden. Heute sind Jiddismen wie Chuzpe, Mischpoche, Reibach, Tacheles oder Zores ein integraler Bestandteil des deutschen Wortschatzes.

«Betucht» hat nichts mit «Tuch» zu tun

In die Öffentlichkeit kehrten jiddische Wörter verstärkt erst in den 1980er Jahren zurück – zunächst allerdings bloss zögerlich. Mittlerweile gehören etliche zum deutschen Kernwortschatz. Zu den bekanntesten Begriffen zählen heute betucht, Macke, Zoff und abzocken. «Betucht» hat nichts mit «Tuch» zu tun, sondern leitet sich aus dem hebräischen *batuach* ab, das für «sicher» steht. Hebräisch *maka* heisst «Schlag». Wer eine Macke hat, hat einen Schlag oder Fehler.

«Zoff» wurde unter Juden als Wort der Familiensprache gebraucht, war aber lange im Deutsch der Nichtjuden unbekannt. Das Rotwelsche kannte es allerdings bereits im frühen

19. Jahrhundert. Das Fehlen von Belegen für den Gebrauch der Jiddismen deutet an, dass sie oft nur mündlich gebraucht wurden und weithin im Verborgenen existierten. Mit einer für Deutschland typischen Veränderung des Anlauts ist «Zoff» aus dem jiddischen *sof* abgeleitet, was so viel wie «Ende» bedeutet. Zum Synonym für Ärger oder Streit wird «Zoff» durch die Redewendung «Mach Zoff [also: Setz dem ein Ende], sonst gibt es Krach».

Das jiddische Wort sei inzwischen endgültig ins Deutsche aufgenommen, sagt Althaus. Seit den 1980er Jahren wird es massenhaft verwendet. Das Wort ist heute dermassen deutsch, dass damit neue Ausdrücke gebildet werden. Man spricht von Mieterzoff, Familienzoff, Riesen-zoff oder Zickenzoff. Gerade das letzte Wort zeigt, dass klangliche Phänomene die Verwendung der Jiddismen begünstigen.

Noch weiter fortgeschritten ist die sprachliche Integration beim Modewort zocken. Die

Sprachwurzel führt zum hebräischen Wort *le'sachek*, was so viel wie «spielen» bedeutet. In der Umgangssprache ist die Wortfamilie um die Zockerei allgegenwärtig. Jiddismen können also produktiv sein, will heissen: Sie bilden die Grundlage für Weiterentwicklungen. So wird heute wie selbstverständlich das Wort abzocken verwendet. Die «Abzocker»-Initiative hat die Schweiz während Monaten beschäftigt. «Zocken» und seine Wortfamilie sind zu einem charakteristischen Kennzeichen des Zeitgeistes geworden.

Zur Abzocke gehört der Reibach. Dieses vom jiddischen *rewach* stammende Wort für Profit vertritt im deutschen Wortschatz die eher anrühige Variante des Gewinns und verdeutlicht, dass einzelne Jiddismen früher durchaus eine latent antisemitische Konnotation haben konnten. Davon ist heute kaum noch etwas geblieben, weil den meisten Deutschsprachigen nicht mehr bekannt ist, dass diese Wörter aus dem Jiddischen stammen. ○



Schwarzhändler im Berliner Scheunenviertel, 1923.

«Schweizer sind geniale Sammler»

Philip Hook von Sotheby's zählt zu den renommiertesten Experten des internationalen Kunstmarkts. Der bekennende Chelsea-Fan sagt, was ein teures Werk ausmacht und warum Kunst für ihn die bessere Investition ist als Fussballstars. *Von Hanspeter Born*

Mr Hook, Sie befassen sich mit dem Verkauf von Meisterwerken aus einer Zeit, die Ihnen persönlich besonders am Herzen liegt, dem 19. Jahrhundert, das erst mit dem Ersten Weltkrieg wirklich zu Ende ging.

Ein interessanter Aspekt ist die ungeheure Zäsur, die der Weltkrieg im Schaffen der Künstler jener Zeit bedeutete. Sie verloren ihren Drive, ihre Inspiration und waren nach dem Krieg bei weitem nicht mehr so aufregend wie davor, als sie alle, die Fauves und die Deutschen, sehr stark waren.

Ist Matisse keine Ausnahme?

Matisse entwickelte sich über den Fauvismus hinaus, aber er war die Ausnahme. Einige wie Marc und Macke kamen im Krieg um – ein guter Karriereschritt, wenn man zynisch sein will. Die Werke frühverstorbenen Künstler, vor allem auch von solchen, die Selbstmord begingen, erzielten einen Aufpreis. Bei einem van Gogh zahlt man nicht zuletzt für den Mythos. Wenn die Geschichte in der jüngsten Van-Gogh-Biografie von den herumballernden Jugendlichen, die ihn aus Zufall erschossen, Hand und Fuss hätte, würden seine Werke an Wert verlieren.

Hat nicht Kirchner nach dem Krieg auch noch sehr gute Bilder gemalt?

Ja, aber ehrlich gesagt war er danach nicht mehr so gut. Und er hatte die schreckliche Angewohnheit, seine sehr guten Dinge von vor dem Krieg zu überarbeiten. Das ist kommerziell eine Katastrophe.

Welches sind Ihre Lieblingskünstler?

Géricault, Delacroix und Degas. Géricault war der unübertreffliche Romantiker. Wäre er 200 Jahre später zur Welt gekommen,

hätte er eine Harley-Davidson gefahren und wahrscheinlich Drogen genommen. Das Meisterwerk seines kurzen Lebens war das 1819 auf einer Leinwand von der Grösse eines zweistöckigen Hauses gemalte «Floss der Medusa», das den spektakulären Untergang eines Regierungsschiffs von 1816 darstellt. Das Bild, an dem er über ein Jahr arbeitete, zeigt verzweifelte Überlebende auf einem sturmbewegten Floss. Die Figuren scheinen das Wogen der tosenden See zu widerspiegeln. Sie bewegen sich mit ihren widersprüchlichen Leidenschaften, mit Hoffnung, Furcht, Hochgefühl und Verzweiflung. Géricaults Schüler Delacroix war das grosse Vorbild vieler Impressionisten. Er war auch ein glänzender, scharf beobachtender Tagebuchschreiber, dessen Einträge ein Licht auf seine Schöpfungen werfen. Ich liebe Degas. Für mich verkörpert er das französische Genie in der Kunst. Er war einer der grössten Zeichner aller Zeiten. Er fasziniert mich auch als Person. Ein schwieriger Charakter, eine wunderbare, ziemlich zynische, griesgrämige Figur.

«Wenn Sie reich sind und einen Monet an der Wand haben, empfinden Sie doppelte Freude.»

Kein Bohémien, wie man sich den typischen Künstler vorstellt? Eher ein Bourgeois?

Ja, sehr konservativ. Degas war auch beschämend antisemitisch. Ich glaube, man muss eine Trennung machen zwischen dem Künstler als Menschen und seiner Kunst.

Picasso war auch ein unangenehmer Zeitgenosse, wenn man Giacometti glaubt.

Eine interessante Frage, wer wohl der widerlichste Künstler war, neben dem man beim Essen am liebsten nicht hätte sitzen mögen. Viele Künstler sind natürlich sehr selbstbezogen und deshalb ziemlich schwierig. Gauguin war wohl ziemlich unangenehm.

Wenigstens war Gauguin eine farbige Persönlichkeit, ein glänzender Geschichtenerzähler.

Ja, sehr farbig. Van Gogh war wohl auch schwierig, wenn er schlecht gelaunt war. Man hat das Gefühl, man wisse mehr über einen Künstler, der Tagebuch geführt oder wie van Gogh viele Briefe geschrieben hat. Ich mag diesen Einblick in das Innere von Künstlern.

Wieso mögen wir einen Künstler besonders, und wieso kaufen Ihre Kunden an Auktionen deren Bilder?

Diese Fragen versuche ich in meinem Buch zu beantworten. Etwas, worüber ich jahrelang nachgedacht habe, ist die Motivation in jedem von uns, wenn wir ein Kunstwerk kaufen. Es handelt sich um vier Motivationen, und sie sind von unterschiedlicher Stärke.

Welche?

Es sind Investition, Status, ästhetischer Genuss und seelischer Gewinn. Nun gibt es zweifellos Leute, für die Ästhetik und geistiger Gewinn wichtiger sind als Geld und Status, aber dann auch solche, die auf Investition und Statusgewinn besonderen Wert legen. Man könnte beinahe die DNA jedes einzelnen Käufers von Kunstwerken erstellen, wobei die Proportionen der vier Motivationen immer leicht verschieden wären.

Wenn Sie in einem Museum oder in einer Ausstellung ein Bild anschauen, denken Sie kaum in erster Linie an den Investitionswert.

Ich rede über tatsächliche Motivation, über das Kaufen von Kunstwerken. Wenn Sie im Museum vor einem Bild stehen, stellen Sie sich natürlich zuerst einmal zwei Fragen: Mag ich das Bild? Und von wem ist es? Und dann kommt die Frage nach dem Wert.

Wenn Sie von Status schreiben, dann erwähnen Sie Macht und Reichtum, welche die Käufer teurer Bilder mit ihrer Erwerbung zur Schau stellen. Die Käufer wollen aber auch zeigen, dass sie kulturell auf der Höhe sind und dass sie Geschmack haben.

Es ist ein wunderbares Gemisch von Nuancen, womit besonders Neureiche demonstrieren wollen, wer sie sind.

Dies gilt auch für Nichtreiche, die mit weniger teuren Bildern Geschmack beweisen wollen und sagen: «Natürlich ist es kein Picasso oder Cézanne, aber ich mag dieses Bild.»

Absolut. Aber diese Verbindung von Spirituellem und Materiellem, die in der Kunst liegt, ist ein frohes, glückliches Zusammenreffen. Wenn Sie sehr reich sind und einen sofort erkennbaren Monet an der Wand hängen haben, empfinden Sie doppelte Freude, weil die Leute denken: «Mein Gott, ist der reich!», und: «Mein Gott, er hat eine Seele!»

Kann es nicht auch sein, dass der Besucher denkt: «Mein Gott, Monet, wie konventionell!» Wäre ich sehr reich, würde ich kaum ein Seerosenbild von Monet kaufen.

(Lacht) Es ist interessant, wie sich die Auffassungen über Monet in den letzten 25 Jahren verändert haben. Damals galten die frühen Monets als wunderbar, und man begehrte die

Philip Hook

Philip Hook ist seit 35 Jahren im Kunstgeschäft. Nach Abschluss des Studiums in Cambridge arbeitete er bei Christie's als Forscher im Departement für alte Meister, eröffnete später eine Galerie in Londons renommierten Jermyn Street und ist heute Senior Director für impressionistische und moderne Kunst bei Sotheby's. Sein kürzlich erschienenes Buch «Breakfast at Sotheby's – An A-Z of the Art World» hat in Grossbritannien gute Rezensionen erhalten. Das Interview fand am Sitz von Sotheby's an der New Bond Street in London statt. (WW)



«Verbindung von Spirituellem und Materiellem»: Kunstexperte Hook.

klassischen impressionistischen Gemälde aus den 1870er Jahren. Heute wollen die Leute späte Monets wie die «Seerosen», weil sie eine Verbindung zur zeitgenössischen Kunst haben. Sie sind ein Sprungbrett zur abstrakten Kunst. So zumindest werden seine späten Bilder interpretiert. Monet ist als abstrakter Künstler neu erfunden worden. Deshalb wollen die Leute seine «Seerosen». Das schlägt sich in den Preisen nieder.

Cézanne und Gauguin werden wohl auch deshalb geschätzt, weil Cézanne als Vorläufer der Kubisten, Gauguin als Vorläufer der Nabis und der Fauves gilt. Interessant ist, dass Gauguin seine bahnbrechenden Werke bereits in der Bretagne schuf, dass aber seine Bilder aus der Südsee weit begehrt sind, weil sie diesen exotischen Charme haben.

Ja, und vor allem, weil sie farbiger sind. Es mag simpel klingen, aber Farbe verkauft sich nun einmal. Bei Mondrian sieht man dies besonders gut. Wenn man eine Aufstellung über die teuersten Mondrians macht, dann darf in der Regel Rot nicht fehlen.

Was verkauft sich gut? Bilder, die angenehme Gefühle erwecken? Bilder müssen doch gefällig sein, sonst hat man Hemmungen, sie im eigenen Haus aufzuhängen.

Bei traditioneller Kunst ist dies der Fall, aber in der zeitgenössischen Kunst herrschen natürlich andere Kriterien.

In Ihrem Fachgebiet, der Kunst vor dem Ersten Weltkrieg, die immer noch die teu-

«Bei den teuersten Mondrians darf in der Regel Rot nicht fehlen.»

erste ist – auch wenn Francis Bacons Triptychon-Porträt von Lucian Freud kürzlich den Auktionsrekord geschlagen hat –, gelten wohl die traditionellen Kriterien. Laut Wikipedia ist das teuerste je gekaufte Bild «Die Kartenspieler» von Cézanne.

Obschon es sich um eine private Transaktion handelte, ist bekannt, dass das Bild für 250 Millionen Dollar verkauft wurde.

Natürlich ist das Bild, ähnlich wie der «Knabe mit der roten Weste», erkennbar ein Cézanne, aber der Preis war doch viel höher als derjenige für Meisterwerke vergleichbar berühmter Künstler.

Das Bild ist natürlich wohlbekannt und leicht identifizierbar. Was es auch für Leute in meiner Stellung besonders nützlich macht, ist seine Funktion als Benchmark. Müssen wir beispielsweise den Wert von äusserst kostbaren Werken in Museen schätzen, die allerdings nie auf den Markt kommen werden, dann sind die 250 Millionen Dollar für den Cézanne ein guter Massstab. Ich stelle mir bei einem berühmten



«Bloss fantasieren»: Munchs «Schrei».

Bild die Frage: «Ist es begehrenswerter als der Cézanne?» Wenn ich die Frage mit Ja beantworte, dann schätze ich es auf mehr als 250 Millionen Dollar, ist es weniger begehrenswerter, dann auf weniger als 250 Millionen Dollar.

Welches oder welche der Bilder, deren potenzieller Wert Sie auf über 250 Millionen Dollar schätzen, halten Sie für das beziehungsweise die wertvollsten?

Das ist höchst zufällig. Ich wurde gebeten, den hypothetischen gegenwärtigen Wert der Schtschukin-Sammlung in Sankt Petersburg und Moskau zu schätzen. Ich glaube, wenn Sie beispielsweise Matisse' «Tanz» in der Eremitage nehmen, dann würde dieses Bild einen höheren Preis bringen als Cézannes «Kartenspieler», aber wie viel höher, ist ungewiss. Man kann da bloss fantasieren.

Dann gibt es noch die «Mona Lisa» oder Michelangelos «David». Hat es da überhaupt einen Sinn, den Wert zu schätzen?



Nein. Weil sie unverkäuflich sind, ist dies bloss ein Gesellschaftsspiel. Aber es ist unterhaltsam. Ich vermute, wir erlebten dies bei Sotheby's auf einer niedrigeren Ebene, als wir 2012 Munchs «Schrei» versteigerten.

Wie spielte sich dies ab?

«Der Schrei» ist nicht das grösste je gemalte Werk, aber eines der bekanntesten.

Die Nummer zwei auf Ihrer persönlichen Liste der bekanntesten Kunstwerke nach «Mona Lisa»?

Auf eine gewisse Weise schon – im Lexikon der allgemein bekannten Bilder des 21. Jahrhunderts. Es war eine interessante Erfahrung, als wir versuchten, zu schätzen, welchen Preis das Bild an der Auktion erzielen würde. Bis zur Auktion hatten wir keine Ahnung, meine Kollegen und ich konnten uns beim Ratespiel nur auf sehr wenige Fakten stützen. Der bisherige Auktions-Rekordpreis für einen Munch war 2008 38 Millionen Dollar für das Ölgemälde «Der Vampir». Zweifellos musste «Der Schrei» deutlich mehr bringen. Unser Konsens bezüglich des Schätzwerts schoss in die Höhe. 100 Millionen? Ein Kollege warnte, dass es sich nicht um ein Ölbild handle, sondern bloss um ein Pastell. Bedeutete dies, dass es bloss 30 oder 40 Millionen sein würden? Dann erinnerten wir uns an den Rummel in den Medien. Also doch 70 oder 80 Millionen? Schliesslich ging das Bild für 119,9 Millionen Dollar weg.

Wie nahe kamen die Buchmacher in den Wettbüros dieser Summe?

Man konnte den Preis auf Summen zwischen 30 und 200 Millionen Dollar setzen, was die Unsicherheit aufzeigte, die unter den besten Spezialisten im Kunsthandel herrschte. Die niedrigste Quote, welche die Wettbüros anboten, war bei 125 Millionen Dollar, was heisst, dass die Buchmacher beinahe ins Schwarze trafen. Ich kann bloss vermuten, dass die Buchmacher jemanden konsultieren, der mehr weiss als wir.

Sie sind immer noch in Amt und Würden, folglich können wir nicht über Sammler, Käufer und Verkäufer reden.

Noch nicht.

Wenn Sie pensioniert sind, werden Sie uns dann pikante Details über die schwerreichen Kunden von Sotheby's preisgeben?

(Lacht)

Mir ist aufgefallen, dass Sie in Ihrem Buch sehr vorsichtig sind und nichts über noch lebende Kunstsammler schreiben.

Meine Idealvorstellung wäre es, alles zu sagen, wirklich alles – allerdings in der Form eines Romans.

Wie Somerset Maughams «Silbermond und Kupfermünze»?

Das Buch war offensichtlich ein Porträt von Gauguin. Aber er machte einen sehr schwachen Versuch, dessen Identität zu verschleiern, indem er ihn als Engländer darstellte und

nicht als Franzosen. In jeder anderen Beziehung war der Hauptcharakter Gauvain.

Was mir an Ihrem Buch besonders reizvoll schien, war Ihr Vergleich zwischen den an Auktionen erzielten Weltrekordpreisen von Bildern und der höchsten je für einen Fussballspieler bezahlten Ablösesumme in den letzten vierzig Jahren.

Vom sozioökonomischen Standpunkt aus gesehen, ist es interessant, wie eng dieser Zusammenhang ist.

Gibt es einen Zusammenhang zwischen Kunsthandel, Fussballtransfers und dem Auf und Ab der Börse?

Vermutlich. Aber generell steigen die Preise für Kunstwerke, wenn die Zinsen niedrig sind. Bei meinem Fussball-Kunst-Vergleich war ärgerlich, dass – kaum war das Buch im Druck – der Rekord für beide gebrochen wurde. Der Fussballer Gareth Bale wurde für 85 Millionen Pfund von Tottenham an Real Madrid verkauft, ein Betrag, welcher die bisherige Rekordtransfersumme übertraf, und kurz darauf brach das Bacon-Triptychon den Munch-Rekord. Im Moment hat das Pendel wieder zugunsten der Kunst ausgeschlagen. Als mein Buch in Druck ging, hatte der Fussball gegenüber der Kunst die Nase vorn. Als Chelsea-Fan, der im Kunstgeschäft tätig ist, fürchte ich manchmal, dass Roman Abramowitsch

eines Tages einsehen wird, dass Kunst eine bessere Investition ist als Fussball.

Hat Abramowitsch 2008 nicht ein anderes Bacon-Triptychon bei Sotheby's für 86 Millionen Dollar ersteigert und damit sein Interesse an Kunst als Investition angemeldet?

Davon weiss ich nichts.

Wenn ich Wikipedia glauben darf, war Abramowitsch der Käufer.

«Als mein Buch in Druck ging, hatte der Fussball gegenüber der Kunst die Nase vorn.»

No comment. Ich kann mich zu Bildern, die er möglicherweise gekauft oder nicht gekauft hat, nicht äussern.

Angenommen, Sie hätten so viel Geld wie Multimilliardär Abramowitsch. Würden Sie als Erstes eine Yacht, ein Gemälde oder den brasilianischen Weltklassefussballer Oscar für Chelsea kaufen?

(Lacht) Es besteht kein Zweifel, dass das Kunstwerk in zehn Jahren mehr wert sein wird als Oscar. Aber in der Zwischenzeit würde mir Oscar vielleicht mehr Vergnügen bereiten, wer weiss. Ich würde nie in meinem Leben eine Yacht kaufen, das ist eine Garantie für Klaustrophobie und Seekrankheit, und ich bin sehr froh, dass ich keine habe.

Macht Chelsea Sie froh?

Chelsea ist auf dem rechten Weg, aber die Mannschaft wird immer noch aufgebaut.

War es für Sie ein schwarzer Tag, als Chelsea von Basel in der Champions League geschlagen wurde?

Ein schrecklicher Tag. Aber dann kauften wir Basels besten Spieler. Basel ist eine faszinierende Stadt, nicht bloss wegen seines Fussballklubs, sondern auch wegen seiner Tradition im Kunstsammeln. Als Kunststadt ist Basel wirklich grossartig.

Sie müssen Ernst Beyeler gekannt haben.

Natürlich, er war fantastisch. Die Schweizer haben eine geniale Begabung als Sammler, speziell für Werke der klassischen Moderne. Und es gibt nicht bloss Beyeler, der diese ausserordentlichen Sammlungen zusammenstellte, es gibt auch eine Person, deren private Sammlung wir dieses Jahr bei Sotheby's versteigerten, den 2008 verstorbenen Jan Krugier. In einem gewissen Sinne war seine Sammlung sogar noch befriedigender als diejenige Beyelers, weil es sich um seine ganz persönliche Auswahl handelte. Es waren alles Werke auf Papier, und sie waren von perfekter Qualität. Ich glaube, es waren achtzig Zeichnungen, wir schätzten den Gesamtwert auf 25 bis 35 Millionen Pfund. Sie brachten schliesslich 74 Millionen! Ich fand dies sehr beruhigend für den Kunstmarkt. ○



JA zum Slogan.
JA zu Treue.
NEIN

zur aktuellen
HIV-Kampagne
des Bundesamtes für Gesundheit.

SAFEST SEX BY SAVING SEX
Für einen verantwortungsvollen
Umgang mit Sexualität.

LOVE LIFE
BEREUE NICHTS



youngandprecious.ch

Young and Precious, Postfach 69, CH-8024 Zürich
Spendenkonto zur Unterstützung dieser Kampagne:

Postkonto 61-343559-5

IBAN: CH55 0900 0000 6134 3559 5



Unter Vampirverdacht: Michelle Williams (l.) und Natalie Portman in einer Täuschung von Roman Polanski.



Hokuspokus

Von Daniele Muscionico

Das Parfüm duftet nach nichts. Aber nichts duftet wie dieses Parfüm – sagt sein Erfinder, er muss es wissen. Erfunden hat der Italiener Francesco Vezzoli auch den Werbespot dazu, und diese Starlets unter Vampirverdacht sind die Hauptdarstellerinnen. Um nicht zu sagen, dass es das Parfüm sei. Oder der Mann hinter der Kamera, Roman Polanski. Und so viel für die Liebhaber von Sex and Crime: Die Stimmungslage des Damen-Doppels wird sich schon in wenigen Filmsekunden dramatisch ändern. Angefeuert von einem wilden Piano-Galopp, folgt Polanskis Kamera den beiden, wie die eine (natürlich die dunkel Gekleidete, Kunstblonde, Michelle Williams) den Schädel der anderen (Natalie Portman) mit eleganter Vehemenz auf das Objekt der Begierde donnert – den Flakon des Parfüms mit dem Namen Greed. Deutsch und deutlich: Gier.

Erlogen ist das alles. Oder fast alles. Hokuspokus. Das Parfüm gibt es nicht. Das Commercial wird nie ausgestrahlt. Und doch ist es real – in der Welt der Kunst. Was ist Kunst? Der Lüge einträglichste Schwester? Der geistige Tempel der Weltersten? Diese Woche ist die Schweiz wieder der Weltnabel dieses schönsten aller Kirchgänge. Basel hat dank der Kunstmesse Art seinen Ruf retten können, bevor dieser mit Sandoz den Rhein abwärtsgerauscht ist. Und das ist eine Leistung!

In Basel wird auch jene Firma anwesend sein, die «Greed», den Pseudo-Werbespot, in ihren New Yorker Räumlichkeiten zeigte. Es ist die Galerie von Larry Gagosian, einem der mächtigsten Kunsthändler, vertreten an zwölf Satelliten weltweit, dort, wo das Geld zu Hause ist – in Genf seit 2010.

Und was will uns der Künstler damit sagen? Nichts, natürlich. Denn es ist Aufgabe der Kunst, Fragen zu stellen. Antworten darf sie an die Betrachter delegieren. Und das ist gut so. Und es ist auch gut, zu wissen, dass Vezzolis Idee weniger wagemutig ist, als angenommen. Vor knapp hundert Jahren nämlich hat Marcel Duchamp sein «Eau de Voilette» erfunden. Sein Parfüm namens «Belle Haleine», schöner Atem, schlummerte damals in einem echten Flakon der Nobelmarke Rigaud. Und ähnlich wie das Bild von Vezzoli warb auch der Künstler mit seinem Konterfei auf dem Glas für den Duft. Sogar eine Umdrehung irrer: Nicht Duchamp war abgebildet, sondern, fotografiert von Man Ray, sein Alter Ego, Rose Sélavy. In der Kunst nichts Neues, *c'est la vie*.

Art Basel: 19. bis 22. Juni.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Donna Leon:** Das goldene Ei (*Diogenes*)
- 2 (2) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonisches Gold (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 3 (3) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 4 (4) **Blanca Imboden:** Anna & Otto (*Wörterseh*)
- 5 (8) **Viveca Sten:** Beim ersten Schärenlicht (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 6 (5) **Martin Walker:** Reiner Wein (*Diogenes*)
- 7 (-) **Martin Suter:** Allmen und die verschwundene Maria (*Diogenes*)
- 8 (-) **Jonas Jonasson:** Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 9 (9) **Karen Rose:** Todesschuss (*Droemer/Knaur*)
- 10 (-) **Claude Cueni:** Script Avenue (*Wörterseh*)

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (-) **Fritz Hegi:** Mit Wander-Fritz durch die Schweiz (*Weltbild*)
- 3 (4) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 4 (7) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 5 (2) **Silvia Aeschbach:** Leonardo DiCaprio trifft keine Schuld (*Wörterseh*)
- 6 (6) **Philipp Abt; Beat Straubhaar:** Hanspeter Latour – «Das isch doch e Gränni» (*Weber*)
- 7 (8) **Ronald Gohl; Yannik Kobelt; Lukas Fischer:** 1001 Ausflugsziele (*Weltbild*)
- 8 (-) **Ulrich Kühne-Hellmessen:** WM 2014 – Brasilien, wir kommen (*Weltbild*)
- 9 (-) **Michelle Burdford, Michelle Knight:** Die Unzerbrechliche (*Bastei Lübbe*)
- 10 (3) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut GmbH*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Trittbrettfahrer

Vier Wochen nach dem unfreiwilligen Abgang von Stefan Zweifel als Moderator des «Literaturclubs» meldet sich auch noch der Verband der Schweizer Autoren zu Wort. In einer Mitteilung schreibt er hinsichtlich des falschen Heidegger-Zitats, das Kritikerin Elke Heidenreich in der Sendung vorgebracht hat: «Autorinnen und Autoren, vor allem aber ihre Texte, haben das Anrecht, dass auch im Fernsehen in einem Stil über Literatur diskutiert wird, der erkennen lässt: Hier versucht eine Runde, dem verhandelten Text gerecht zu werden, statt ihn einer telegenen Dramatisierung zu unterwerfen.» Schön, wie sich die Autoren plötzlich für den toten Philosophen einsetzen. Weitere Beispiele für die angeprangerte «telegene Dramatisierung» hat der Verband keine gefunden. «Wenn schon eine Aufregung da ist, so wollen wir uns mit aufregen», mögen sich die Funktionäre gedacht haben – wenn auch mit einem Monat Verspätung. (rb)

Literatur

Der falsche Spion

Als Rebell und Republikaner blieb ihm nur die Flucht in die Schweiz. Charles Sealsfield, einer der populärsten Autoren seiner Zeit, starb vor 150 Jahren in Solothurn. *Von Oliver vom Hove*

Seine Lebensgeschichte ist so abenteuerlich wie kaum eine andere Literatenbiografie des 19. Jahrhunderts. Carl Postl alias Charles Sealsfield war nacheinander aus Prag entlaufener Ordenspriester, Flüchtling vor Metternichs Geheimpolizei, amerikanischer Immigrant unter falschem Namen, publizistischer Ankläger des österreichischen Kerkerstaats im Vormärz, Pendlers zwischen dem europäischen und amerikanischen Kontinent – und einer der populärsten Schriftsteller seiner Zeit.

Trauma des steckbrieflich Gesuchten

Einmal als Carl Postl, Sekretär des Prager Kreuzherrenordens, untergetaucht und als amerikanischer Staatsbürger Charles Sealsfield wiederaufgetaucht, hat der Verfolgte das angenommene Inkognito zeitlebens gegenüber niemandem gelüftet: Trauma eines steckbrieflich Gesuchten. Sogar nach seinem Tod vor 150 Jahren, am 26. Mai 1864 im schweizerischen Exil in Solothurn, fanden die Testamentsvollstrecker in seinem Letzten Willen zwar die Nachkommen seines Bruders Joseph Postl bedacht (die, um erberechtigt zu werden, wenigstens kurzfristig nach Amerika auszuwandern hatten). Doch seine Identität gab der unverheiratet und kinderlos verstorbene Autor auch über den Tod hinaus nicht preis. Erst das Geburtsdatum 3. März 1793 auf dem Grabstein am Friedhof Feldbrunnen-St. Niklaus offenbarte dem angereisten Joseph Postl, dass es sich bei dem unbekanntem Erblasser um seinen verschollenen Bruder Carl handelte.

Ursprünglich war es die Flucht aus dem ungeliebten, nur auf Mutters Geheiss angenommenen Priesterstand, die dem dreissigjährigen, aus der Gegend von Znaim in Südmähren stammenden Carl Postl nach einer Anzeige des Ordensgenerals die Häsher des Habsburgerreichs auf den Hals hetzte. Über Wien, die Schweiz und London floh er 1823 nach Amerika. Von seiner ersten Ausreisefahrt in die Neue Welt nach Europa zurückgekehrt, diente er sich unter neuer Identität zunächst dem österreichischen Staatskanzler als Spion an. Als dies fehlschlug, schrieb er 1828 in London auf Englisch die schärfste Vormärz-Kritik am Metternich-Staat nieder: «Austria as It Is». Und war nun erst recht zu einem lebenslangen Spiel mit Maske und Geheimnis gezwungen.

Als Rebell und Republikaner hatte er in diesem vielbeachteten Pamphlet den habsburgischen Despotismus vom Standpunkt jenes aufgeklärten Liberalismus aus angeprangert, wie

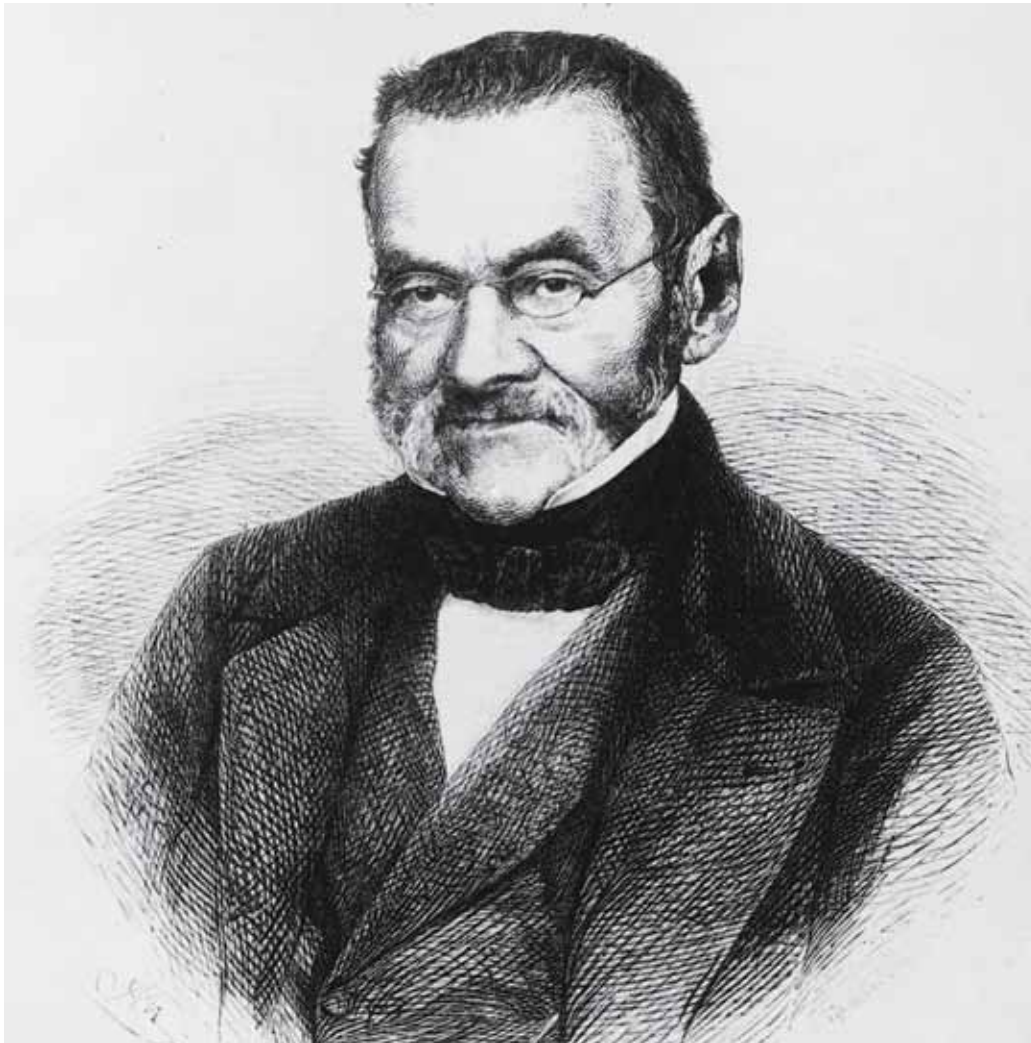
er ihn noch als Theologiestudent in Prag von seinem philosophischen Lehrer Bernard Bolzano vermittelt bekommen hatte. In Form des Reiseberichts eines anonymen Augenzeugen («by an Eye-Witness») wird der Blick auf die politischen und sozialen Missstände in deutschen Landen gelenkt. Mehr als die Hälfte der Schilderungen befasst sich mit den Verhältnissen in der Hauptstadt Wien: mit der Zensur, den allgegenwärtigen Spitzeln, den Theatern und ihren Besuchern, mit der Kirche, den Klöstern und mit Metternich selbst.

Fünf Jahre nach seiner Flucht rechnet der Verfasser mit den Herrschern in Mitteleuropa unerbittlich ab: «Sie führen unablässig Krieg mit ihren Untertanen. Dadurch richten sie ihr Volk nicht plötzlich, aber stückweise zugrunde.» Und noch schärfer heisst es: «Die österreichische Regierung vermeidet es wegen ihrer eigentümlichen Stellung, die Tatkraft ihrer Untertanen zu erwecken, weil dadurch der Gehorsam leiden könnte; sie gestattet ihnen nicht, mehr Wohlstand zu erreichen, als nötig ist, um zu essen, zu trinken, Steuern zu bezahlen und für den Kriegsfall einen Notgroschen zurückzulegen.»

Als «dreistes, verleumderisches Libell» wurde «Österreich, wie es ist» unverzüglich von der obersten Polizei- und Zensur-Hofstelle in Wien auf den Index verbotener Bücher gesetzt. Anti-absolutistisch und antiklerikal, preist das Werk eine Freiheit, die der Verfasser auch in zahlreichen Romanen und Reiseschilderungen über die Neue Welt als das über allem wirksame Ideal hochhielt: in dem Bericht «The United States of North America as They Are» (1827) ebenso wie in den «Lebensbildern aus der westlichen Hemisphäre» (1835), den «Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften» (1839) und in dem 1841 erstveröffentlichten «Kajütenbuch», bis heute seine meistgelesene Publikation. Diese literarischen Erschliessungen der Neuen Welt liess der Autor in der Schweiz, wo er sich mittlerweile niedergelassen hatte, drucken: erst bei Orell Füssli, dann bei Schulthess in Zürich.

Die Weite Amerikas

Die Fülle der darin ausgebreiteten Erfahrungsgeschichten über Landnahme und Lebensformen der Händler, Farmer und Waldläufer zeigt Sealsfields Offenheit für die Weite Amerikas, aber auch seine aus Europa mitgebrachte Skepsis, die nie verstummte. In der «Erzählung des Obersten Morse» aus dem «Kajütenbuch», dessen Eingangsgeschichte später unter dem Titel



Lebenslanges Spiel mit Maske und Geheimnis: Autor Postl alias Sealsfield (1793–1864).

«Die Prärie am Jacinto» oft eigenständig veröffentlicht wurde, kämpft ein verzweifelter Texas-Reiter in der als ein berückendes Naturwunder geschilderten Galveston Bay mit verzweifelter Lebensmut gegen die Weite und Unberechenbarkeit dieser unbegrenzt scheinenden Natur-Freiheit an. Von ihr heisst es im Buch, dass sie «auch das mit dem Paradies gemeinsam hat, dass sie so leicht verführt».

Was Leser und Rezensenten von Anfang an für Charles Sealsfields Schriften begeisterte, waren die Genauigkeit und die stilistische Könnerschaft bei der Schilderung amerikanischer Landschaften und ihrer Besiedelung. Duft und Farben der unbekannteren Gegenden, das Gewimmel fremder Völker und sozialer Schichten waren verführerisch eingefangen. Ansteckend wirkte der Enthusiasmus, mit dem die Pionierleistung der Yankees bei der Urbarmachung des Landes, dem Bau von Strassen und Eisenbahnen zur Erschliessung des Westens gewürdigt wurde. Wahrgenommen wurde auch das leidenschaftliche Plädoyer des Autors für die einigende Kraft der Demokratie – und seine Enttäuschung über den Verrat des amerikanischen Traums durch Raffgier, Geldwirtschaft und den fortschreitenden Raubbau an der Natur.

Für das enge Verhältnis von «Herz und Dollarbeutel» der amerikanischen Ostküsten-

gesellschaft hatte er nur Verachtung übrig. Die Zerrissenheit des Flüchtlings, der sich im gelobten Land eine neue Identität erwerben möchte und im Wirrwarr eines ungeordneten Lebens ständig mit der Gefahr des Ich-Verlusts konfrontiert wird – das war die Erfahrung, die Charles Sealsfield aus dem erhofften Paradies mitbrachte, auch in die europäische Literatur. «Weiss nicht mehr, wo ich bin, wer ich bin, was ich bin», bekennt Cockley, eine der vielen gestrandeten Gestalten in Sealsfields letztem, Amerika-kritischstem Roman, «Süden und Norden» (1842/43). Und nimmt damit, mitten im Tropenschwung und bedroht von der mexikanischen Revolution, ein halbes Jahrhundert vor Rimbaud dessen «Ich ist ein anderer», die Erfahrungsformel der Moderne, vorweg.

Zuletzt sass der Autor, der immer ein ruheloses Wanderleben hatte führen müssen, in der Schweiz auf eigenem Grund und Boden. «Unter den Tannen» war seine Adresse in Solothurn. Dort lebte er in behaglichem Ruhestand und bewachte, ängstlich angesichts der im amerikanischen Bürgerkrieg niederrasselnden Börsenkurse, sein Aktienkapital. Auf seinen Grabstein liess er «Charles Sealsfield, Bürger von Nord Amerika» meisseln. Erst sein Testament hinterliess der Nachwelt die wohlbedachte Spur, um sein Geheimnis zu lüften.

Jazz

By the Waters of Babylon

Von Peter Rüedi

Man sagt: Diese Musik müssen wir gegen ihren eigenen Anspruch in Schutz nehmen. 2012 hatten Vera Kappeler, eine Pianistin, deren Ernsthaftigkeit so humorvoll ist wie ihr Humor ernsthaft, und der Perkussionist Peter Conradin Zumthor für das Bündner Origen Festival Cultural eine «Babylon-Suite» konzipiert und in den Kavernen des Wasserkraftwerks Tinizong uraufgeführt. Der Stoff ist nicht die mesopotamische Kapitale des berühmten Turmbaus, sondern die der biblischen Gefangenschaft, des Buchs Daniel (inklusive der Episode in der Löwengrube), der Träume Nebukadnezars, des Gesangs der Jünglinge im Feuerofen, Belsazars Menetekel et cetera – genug Mythen, um eine Musik unter solchem Anlass zu ersticken. Der ist für die telepathisch kommunizierenden Improvisatoren als solcher nicht wegzudenken, die beiden haben überhaupt eine Vorliebe für archaische Stoffe. Allein, die sind für den Hörer keine unabdingbare Voraussetzung, die Musik ist in ihrer Dramaturgie auch ohne – vielleicht sogar besser – zu verstehen, sozusagen abstrakt, als ein dramatischer Diskurs zwischen den Polen Nachdrücklichkeit und Verspieltheit, Aplomb und Auflösung, wunderbar lebendig im präzisen Spiel der klanglichen Vermischungen: Kappeler auf dem (gelegentlich auch präparierten) Klavier (immer auch perkussiv), gelegentlich dem Harmonium; Zumthor auf geschlagenen und geriebenen Becken, Pauken, Trommeln – immer auch melodios. Doch der Ablauf ist keine Häufung von Effekten, vielmehr eine Gesamtkomposition von dynamischen Kontrasten, Klangreibungen, Behauptungen und Zurücknahmen. Wunderbar auch der Gegensatz von raffinierten Klanglegierungen und einfacher, fast volksliedhafter Melodik. Letztere bestimmt auch Kappelers jüngste Solo-CD, eine Hommage an Paul Burkhard, mit Schalk zum grossen Teil auf einem verstimmten alten Aufrecht-Klavier verfremdet, aber nie veräppelt. Wunderbar der Zirkus- oder Chanson-Kontrast zum biblisch-archaischen Stoff der Suite. (Ausführlicheres zu «Babylon» entnehmen Sie der Packungsbeilage, den *liner notes* dieses Autors.)



Kappeler/Zumthor:
Babylon-Suite. ECM 2363
Vera Kappeler spielt Paul Burkhard: O hett i Flügel.
Veto Records 016

Top 10

Knorr's Liste

1	Boyhood	★★★★★
	Regie: Richard Linklater	
2	Ilo Ilo	★★★★☆
	Regie: Anthony Chen	
3	Omar	★★★★☆
	Regie: Hany Abu-Assad	
4	X-Men: Days of Future Past	★★★★☆
	Regie: Bryan Singer	
5	The Grand Budapest Hotel	★★★★☆
	Regie: Wes Anderson	
6	The Fault in Our Stars	★★★★☆
	Regie: Josh Boone	
7	Maleficent	★★★★☆
	Regie: Robert Stromberg	
8	Grace of Monaco	★★★★☆
	Regie: Olivier Dahan	
9	Godzilla	★★★★☆
	Regie: Gareth Edwards	
10	Edge of Tomorrow	★★★★☆
	Regie: Doug Liman	

Kinozuschauer

1 (-)	The Fault in Our Stars	10 669
	Regie: Josh Boone	
2 (2)	Maleficent	4641
	Regie: Robert Stromberg	
3 (1)	A Million Ways to Die in the West	4095
	Regie: Seth MacFarlane	
4 (-)	Tinker Bell: The Pirate Fairy	3164
	Regie: Peggy Holmes	
5 (3)	X-Men: Days of Future Past	2981
	Regie: Bryan Singer	
6 (5)	Blended	2799
	Regie: Frank Coraci	
7 (9)	Boyhood	2117
	Regie: Richard Linklater	
8 (4)	Edge of Tomorrow	2041
	Regie: Doug Liman	
9 (7)	Bad Neighbors	1411
	Regie: Nicholas Stoller	
10 (8)	The Other Woman	1402
	Regie: Nick Cassavetes	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	The Wolf of Wall Street (Universal)
2 (-)	47 Ronin (Universal)
3 (-)	Homefront (Impuls)
4 (4)	Robocop (Impuls)
5 (2)	Fack Ju Göhte (Rainbow)
6 (3)	Der Medicus (Universal)
7 (5)	12 Years a Slave (Ascot Elite)
8 (9)	Der Hobbit – Smaugs Einöde (Warner)
9 (8)	Dallas Buyers Club (Ascot Elite)
10 (7)	Machete Kills – Uncut (Rainbow)

Quelle: Media Control



Voller Fallen: «Fruitvale Station».

Kino

Der angekündigte Mord

«Fruitvale Station» rekonstruiert einen skandalösen Fall von Rassismus und Polizeiwillkür in den USA. Von Wolfram Knorr

Es waren keine zwei Monate nach Barack Obamas historischem Präsidentschaftssieg, da kam es in der Silvesternacht 2008 in einem U-Bahnhof von San Francisco zu einem Ausbruch von Rassismus und Polizeiwillkür. In einer überfüllten Bahn, nach Feuerwerk und Feststimmung, kabbelten sich Passagiere, begannen zu streiten und zu rangeln, bis die Angestellten der Bahn nervös wurden, den Zug an der Fruitvale Station stoppten und die Polizei riefen. Von der nächtlichen, ausgelassenen Stimmung überfordert, reagierte diese mit lautstarken Drohungen, rigorosem Verhalten. Wahllos pflückte sie sich unter den U-Bahn-Gästen Schwarze heraus, auch den 22-jährigen Oscar Grant. Und er wurde das Opfer der wilden Eskalation: Der weisse Polizist Johannes Mehserle, der in Oscars Haltung pure Aggression sah, schoss ihm in den Rücken. Grant überlebte nicht. Dank zahlreichen Fahrgästen, die das brutale Verhalten der Polizei mit ihren Handys aufnahmen, wurde der Skandal via Internet publik. Eine grosse Hilfe allerdings waren die Filme nicht. Mehserle wurde zwar des Mordes angeklagt, aber von der Jury lediglich der fahrlässigen Tötung für schuldig befunden. Von den zwei Jahren Haft musste er nur eines absitzen.

Ryan Coogler, 1986 in Oakland geboren, griff sich diesen Fall für sein Regiedebüt, integrierte die Handyaufnahmen und rekonstruiert mit erzählerischem Schmiss die Chronik eines an-

gekündigten Todes. Es ist der letzte Tag vor Silvester, an dem Oscar Grant (Michael B. Jordan), ein Kleinkrimineller, der auf Bewährung auf freiem Fuss ist, schwört, sich für die Zukunft zu bessern, nicht mehr rückfällig werden zu wollen. Das verspricht er seiner Mum, Freundin Sophina (Melonie Diaz) und der gemeinsamen vierjährigen Tochter. Dass der Wille zur Besserung sich in der Wirklichkeit nicht so einfach umsetzen lässt, demonstriert Coogler an Oscars vergeblichen Bemühungen, seinen Ex-Arbeitgeber zu überzeugen, ihn wieder einzustellen.

Was Coogler über Oscars letzten Tag erzählt, mag in Details ein wenig idealisiert sein, aber die Gratwanderung Oscars, das kleine Glück im Winkel anzustreben, wird nie verklärt, hält Distanz und fängt Oscars engen sozialen Handlungsrahmen ein, der hochgradig gefährdet und voller Fallen ist. Ein kleiner Fehlgriff, und schon sässe er wieder in der Breddouille. Exakt diese latente Gefahr – obwohl man weiss, wie die Geschichte ausgeht – erzeugt erstaunliche Spannung. Etwa, wenn er den Bitten der Mutter nachgibt und für die Silvesternacht-Sause aufs Auto verzichtet und die öffentlichen Verkehrsmittel benutzt. Dass ausgerechnet die ihm zum Verhängnis, zur Endstation seiner Sehnsucht, werden, gibt dem Film seine Tiefenwirkung.

Ryan Coogler stellt im fulminanten Finale ziemlich exakt die Videoaufnahmen nach und

etabliert mit furioser Handkamera-Montage ein Ambiente von explosiver Gefährlichkeit und hoher Emotionalität. Forest Whitaker produzierte das verblüffend professionelle Erstlingswerk, das über dreissig Preise einheimste. ★★★★★

Weitere Premieren

The Face of Love — Was um Himmels willen ist denn das? Eine Seifenversion von Alfred Hitchcocks hintergründigem «Vertigo»? Ein Melo über die Vorzüge von Klonen? Oder bloss ein Murks über Liebe und Tod, ewige Treue und Unfähigkeit zum Abschiednehmen? Die Lage ist folgende: Nikki (Annette Bening), seit fünf Jahren Witwe, kann ihren Gatten (Ed Harris) nicht vergessen. Weder Nachbar Roger (Robin Williams, der immer mehr einer zerknitterten Schachtel gleicht) noch Tochter Ann (Amy Brenneman) vermögen das Herzeleid der Witwe zu mildern. Da begegnet sie eines Tages dem smarten Kunstlehrer und Maler Tom – und nicht nur Nikki ist aus dem Häuschen, auch der geneigte Zuschauer; denn Tom ist kein Geringerer als Ed Harris. Der Neue also sieht dem Verstorbenen nicht nur ähnlich, er ist es. Was im Roman vielleicht noch funktioniert, im Film geht das nicht, wird peinlich und zu einem Fall von Nekrophilie. Und Regisseur und Autor scheinen das auch geahnt zu haben. Ihre Heldin Nikki setzt nämlich



Herzeleid: «The Face of Love».

alles daran, den neuen (und alten) Geliebten von Tochter und Nachbar fernzuhalten. Die würden sonst in Ohnmacht fallen. Dem Zuschauer mutet man den Quark zu. ★★☆☆☆

Locke — Hitchcock hat behauptet, er könne auch einen Suspense-Film nur in einer Telefonzelle spielen lassen. Ein Gag. Es gibt Kollegen,



Alles übers Telefon: «Locke».

die nehmen das ernst, wie «Phone Booth» (2002) oder «Buried» (2010) beweisen. Im einen muss einer in einer Telefonzelle ausharren, im anderen ist einer lebendig begraben. Ausser Geschwafel bieten diese filmischen Nullnummern nichts. Steven Knights («Redemption») Einfall ist nicht besser. Ivan Locke (Tom Hardy) ist ein grossartiger Vater und Ehemann, enorm grossartig als Leiter einer Grossbaustelle und jetzt auch noch extremst grossartig bei einem Fehltritt namens Bethan. Die liegt in einer Klinik und bekommt ein Kind von ihm, und Locke übernimmt dafür grossartig die Verantwortung. Jetzt, in der Nacht, ist er in seinem Wagen auf dem Weg zu ihr. Dass er darüber seinen Job verliert, seine Frau ihn nicht mehr sehen will, der Sohn enttäuscht ist, er also – alles übers Telefon – sein Leben neu ordnen muss, ist grossartig männlich. Leider aber ist es auch stinklangweilig, diesem Angeber bei seinem nächtlichen Gequatsche zuhören zu müssen – aber Kritiker werden darin sicher ein grossartiges filmisches Experiment wittern. ★★☆☆☆

die Leviten zu lesen. Den inszenierten Teil wollte sie ihrer Ex-Klasse vorführen, um ihre Reaktionen zu filmen. Die hat sich geweigert, worauf sie die Reaktion auch von Schauspielern darstellen liess. Das ist so gut inszeniert, dass der Zuschauer durcheinanderkommen kann und nicht mehr weiss, was hier echt oder nicht echt ist. Ich nehme an, diese «Spiegelei» war die Absicht von Anna Odell. Der «Gewinn» aus dieser Irritation bleibt rätselhaft. Ein Nullsummenspiel.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fragen Sie Knorr

Filme, die Fiktion mit Dokumentarischem mischen, können toll sein wie «Boyhood». Was aber ist von dem schwedischen «The



Reunion» zu halten? Angeblich ist der erste Teil inszeniert, der zweite nicht. Soll aber nicht stimmen. Was soll das dann? E. H., Zürich

In «The Reunion» von der schwedischen Künstlerin Anna Odell geht's um ein Klassentreffen. Weil sie als Schülerin tyrannisiert worden war, nutzt sie es, um ihren ehemaligen Mitschülerinnen und -schülern

Fernseh-Kritik

Der Star im WM-Studio

Von Rico Bandle

Man rede zu viel über den Schiedsrichter, sagte Carlo Bertolini am Montag im SRF-WM-Studio. «Er ist nicht der Hauptakteur.» Bertolini ist ein ehemaliger Spitzenschiedsrichter und ein Stammgast im WM-Studio. Um über den Schiedsrichter zu sprechen. Und er tut es dermassen charmant, dass man sich während der Spiele über jeden Fehlentscheid freut, weil dann in der Pause der sympathische Tessiner wieder ausgiebig zu Wort kommt.



«Ich bin ein Fan»: Kommentator Bertolini.

Beim aberkannten Tor der Schweiz gegen Ecuador wies Bertolini den Ex-Fussballtrainer Gilbert Gress lächelnd in die Schranken, als jener etwas von «passivem Abseits» fabulierte. Der Begriff «passives Abseits» komme im Regelwerk gar nicht vor, erklärte er mit seinem umwerfenden Nella-Martinetti-Akzent.

Als der ghanaische Ex-Spieler Alex Tachie-Mensah sagte, Schauspielerei gehöre beim Spiel einfach dazu, hörte für Bertolini der Spass auf. «Tut mir leid», sagte er, «das gehört nicht zum Fussball. Simulationen muss man konsequent ahnden.» Dem glatzköpfigen Mann kann man auch dann nicht böse sein, wenn er etwas gar schulmeisterlich wird.

Nicht mehr so genau mit den Regeln nimmt es Bertolini dann, wenn es um die Schweiz geht. Ob Seferovic bei seinem Siegestor in letzter Minute gegen Honduras im Abseits gestanden sei, wollte er gar nicht erörtern. «Ich bin ein Fan. Er stand natürlich nicht im Abseits», sagte er lächelnd. Einen solchen Schiedsrichter-Analytiker kann man nur gernhaben.

Ein Fall für Bertolini: WM-Studio, täglich, SRF 2.

Im heiligen Bezirk

Was ist das eigentlich – Fussball? Der Altphilologe klärt auf.

Von Kurt Steinmann und Anna Sommer (Illustration)

Vorbemerkung: «Ball» bedeutet «der geschwollene, aufgeblasene Körper»; etymologisch verwandt sind unter anderem «Bulle» (der nach seinem Zeugungsglied benannt ist) und griechisch «*phallos*»: männliches Glied. Der Ball und die Männlichkeit gehören – sprachwissenschaftlich – zusammen.

Der Ball — Ohne Ball, diesen kugelrunden Kobold, kein Spiel. Fehlte er, könnten die Spieler nicht zeigen, was sie können. Umgekehrt ist ein Ball ohne Spieler tote Materie. Erst die Synergie beider lässt ein Spiel zustande kommen. Der Zweck des Spiels: dieses runde Gebilde über eine zwischen zwei Stangen, Pfosten genannt, gezogene Linie der jeweils anderen Partei zu befördern. Die Spieler haben so einen Sinn vor Augen, der unbezweifelbar ist; wenigstens während der Dauer des Spiels scheint in unserer sinnarmen und sinn-suchenden Welt ein Sinnhorizont auf. Die ausschliessliche Konzentration der Spieler gilt dieser Kugel, sie ist ihr totaler Fixpunkt, das Ein und Alles, das Alpha und Omega, vergleichbar der totalen Ausrichtung der Mystiker auf den absoluten Seinsgrund. Im Gegensatz aber zum «unbewegten Beweger» (Gott) der mittelalterlichen Philosophie ist der Ball der «bewegte Beweger», dessen Bewegungen von den unablässig hin und her wandernden Augenpaaren der Spieler und Zuschauer mit einer geradezu erotisch zu

nennenden Hingabe verfolgt werden. Die Bahnen, die der Ball zieht, sind in jedem Spiel wieder anders. In den Abermillionen von Fussballspielen, die seit Anbeginn ausgetragen worden sind, ist noch nie eine völlig identische Partie gespielt worden. Jedes Spiel, selbst in der untersten Liga, ist somit eine Premiere, ein Unikat. Verbände man die Wege, die der Ball während eines Spiels beschreibt, mit Linien und färbte man diese Linien bunt ein, so ergäben sich wundersame Geflechte, Kunstwerke von

eigener Art und Schönheit. Es wäre der Triumph der kollektiven Malerei, und jeder Spieler dürfte sich mit Recht als einen kreativen Künstler bezeichnen.

Das Spielfeld — Es ist die Kampfstätte, die Walstatt, das Feld der Ehre. Feste Masse sind vorgeschrieben, mit einer gewissen Toleranz: «Das Spielfeld muss rechteckig sein. Seine Länge soll nicht mehr als 120 Meter und nicht weniger als 90 Meter, seine Breite nicht mehr als 90 Meter und nicht weniger als 45 Meter betragen. Die Länge muss in jedem Fall die Breite übertreffen» (aus: «Doppelpass und Abseitsfalle», Hrsg. von Rainer Moritz, Reclam-Verlag, Stuttgart 1995, S. 15 ff.). Gewitzte Klubs, meist unterer Ligen, nutzen diesen Raum – Ermessensspielraum – aus und erstellen Sportplätze hart an der Grenze der Limiten. Sie glau-

Drittliga-Spieler! Aber auch hier gilt: Wer hat, dem wird gegeben.

Das Spielfeld ist ein abgegrenzter heiliger Raum, auf dem nach festen Regeln ein Ritual zelebriert wird, unter Anteilnahme von in die Mysterien des Spiels eingeweihten Fans. «Fans» bezeichnete ursprünglich die Menschen, die sich im heiligen Bezirk aufhalten, im Gegensatz zu den Profanen. Strenggenommen sind die Fans auf der Tribüne allerdings nur in der Nähe des «heiligen Rasens», heutzutage oft getrennt durch hohe Gitter, die den Zutritt zum Adyton, dem unbetretbaren Ort, verwehren.

Die Tribüne — Hier sitzen die Anhänger der gegnerischen Parteien. Bei grossen, entscheidenden Spielen werden sie sicherheitshalber voneinander getrennt. Es ist nun der befremdliche Sachverhalt zu konstatieren, dass dieselbe

Spielszene von den ausschliesslich Sachverständigen aus entgegengesetzter Optik gesehen und darum von völlig verschiedener Reaktion begleitet wird, je nachdem, ob die eigene oder die gegnerische Mannschaft vom Schiedsrichterpfiff betroffen ist. Auffällig ist, dass sich diese Tribünenexperten oft nicht gerade durch einen athletischen Körperbau auszeichnen, ja man würde ihnen nicht einmal die Kondition für drei Spielminuten und die Fähigkeit zu einem erfolgreichen Dreime-terpass zutrauen. Das stellt ihre Sachkompe-



Alpha und Omega.



Psychohygienische Aufgabe.

ben, an grössere Ausmasse gewohnte Equipen so in Verlegenheit zu bringen, und dienen diesen hinwiederum als bequeme Entschuldigung bei unerwarteten Niederlagen. Grosse, berühmte Klubs verfügen über wunderbar gepflegte, schachbrettförmig geschnittene, samtweiche Rasen, die jeden Perserteppich als Schottergrund erscheinen lassen. Das ist ungerrecht. Nicht der technisch hochbegabte Spieler der Profiligen benötigt solche Zauberrasen, sondern der im Fussballhandwerk unterdotierte

tenz jedoch nicht in Frage. Die Literaturkritiker schreiben ja auch keine Romane, oder nur ganz selten, und dann miserable.

Durch ihr ekstatisches und enthusiastisches Verhalten mit Lärmen, Toben und Händeverwerfen erleben die derart in Aufregung Versetzten einen enormen Abbau ihres Aggressionspotenzials. Die alte aristotelische Regel bewahrheitet sich auch hier: Durch Jammern – ob der Leistungen der eigenen und der Brutalität der gegnerischen Spieler – und

Schaudern – ob der Gefahren, die dem bevorzugten Tor während des Spiels drohen – wird eine Katharsis (Reinigung) von aggressiven Erregungszuständen erreicht. Ohne diese Möglichkeit, den Aggressionsstau abzubauen, wäre unsere Gesellschaft noch gewalttätiger. Der Fußball hat eine bedeutende psychohygienische Aufgabe.

Der Schiedsrichter — Das Fussballspiel ist grundsätzlich auf Aggression angelegt (von lat. «aggređi»: angreifen, überfallen), seine Terminologie ist über weite Teile dem Kriegsvokabular entlehnt (Sturm, Angriff, Attackieren, Verteidigung), ja es brachen schon wirkliche Kriege aufgrund von Fussballfehden aus.

Über die Einhaltung der Regeln wacht der Schiedsrichter, assistiert von zwei früher Linienrichter, heute Schiedsrichterassistenten genannten Mitarbeitern.

Seine finanzielle Entschädigung ist klein, seine Macht ist gross, ja sie wird zur Allmacht, entscheidet über Triumph oder Tragödie, wenn er strittige Szenen im sakrosankten Elfmeterraum interpretieren muss. In diesem Augenblick wird er zum Gott. Er bestimmt unter Umständen über die Seelenlage ganzer Nationen.

Der im Rahmen der Regeln allmächtige Schiedsrichter muss sich in jedem Spiel Proteste, Beleidigungen oder gar Obszönitäten gefallen lassen. In diesem Punkt ist eine Ungerechtigkeit festzustellen. Im brodelnden Hexenkessel riesiger Stadien hört er den exakten Wortlaut der verbalen Entgleisungen nicht, er nimmt nur den allgemeinen Tenor der Missbilligung wahr; in kleinen Landarenen schlägt ihm der Unrat der Worte direkt ans Ohr. Und noch eine weitere Unbill: Während ein technisches Kabinettstücklein eines Spielers – auch ohne funktionellen Wert – Beifall aufrauschen lässt, erhält der Arbitr nie Applaus oder gar Szenenapplaus, wenn er zum Beispiel die Vorteilregel genial interpretiert. Eines aber wiegt alles Ungemach auf: Während neunzig Minuten ist er der Herr über 22 Spieler, Herr über die Seelen der Zuschauer. Dieses Gefühl der Macht, ja im entscheidenden Augenblick der Allmacht, lässt ihn alle Strapazen und Demütigungen vergessen. Und er weiss sich im Besitz eines Instruments, mit dem er allem

Hochmut der Spieler ein Ende setzen kann, der gelben und roten Karte.

Die Nachspielzeit — Die Spielzeit eines Fussballspiels ist genau bemessen: zwei Mal 45 Minuten. Würde das Spiel durch besondere Vorkommnisse, vor allem Verletzungen von Spielern mit anschliessender Bergungsaktion, unterbrochen, ist der Schiedsrichter verpflichtet, weitere Spielminuten zu verordnen (wobei ihm ein beträchtlicher Ermessensspielraum zusteht), sei es am Ende der ersten Halbzeit, sei es nach Ablauf der Spielzeit. Bei dieser zeigt sich nun ein Phänomen, das die Relativität des Zeitempfindens besser als jede psychologische Studie beweist. Während die Anhänger der führen-

Während neunzig Minuten ist der Schiedsrichter Herr über 22 Spieler, über die Seelen der Zuschauer.

den Mannschaft die verhängte Zusatzzeit als bedrohlich, übertrieben lang und fünf Minuten als gefühlte Ewigkeit empfinden, scheinen die gleichen fünf Minuten der auf eine positive Wende hoffenden Gefolgschaft der anderen

paradigmatisch allen verzweifelt Hoffenden in die Fussballseele eingebrannt.

Der Torhüter — Der Endzweck des Fussballspiels ist die Penetration, zunächst einmal ins gegnerische Spielfeld, dann über die schicksalshafte, Torlinie genannte Linie. Diese definitive, irreversible Penetration zu verhüten, ist die Kernaufgabe des Torhüters. Früher, als Reste mythologischen Wissens auch unter Fussballfans durchaus noch vorhanden waren, nannte man ihn auch Zerberus, benannt nach dem Wachhund der Unterwelt, der nicht zulies, dass lebendige Sterbliche sein Reich betreten.

Den absoluten Horror, den Super-GAU, erlebt er, wenn ein Penalty («Strafe», «Busse») gegen sein Tor diktiert wird. Zugleich erfüllt ihn insgeheim tiefe Befriedigung (nicht «Angst», wie Handke schreibt), denn jetzt ist der Augenblick höchster Bewährung gekommen. Gelingt es ihm, dem Ball den Eintritt ins Tor zu verwehren, den äusserst aggressiven Penetrationsversuch abzuwehren und sozusagen eine *linea intacta* zu bewahren, ist er der Held, und ein geradezu orgasmisches Glücksgefühl durchschauert ihn: Er hat den Tod (seiner Mannschaft) abgewehrt. Im Penaltyschiessen spiegelt sich das

uralte Ritual von Jäger und Gejagtem, wie auch im Ausfahren der triumphierenden Hand des Torschützen die atavistische Gebärde des Lanzenschleuders fortlebt.

Heute kommt es nicht selten vor, dass der Torhüter selbst den Penalty schießt. Dies stellt den Spielern der eigenen Mannschaft kein gutes Zeugnis aus, es sei denn, dass die Überlegung angestellt wird, dass ein Torhüter sich am besten in die psychische Struktur seines Antipoden einfühlen kann. Für einen Augenblick wird das Wild zum Jäger, vertauscht in diesem

Rasenstück die Rolle. Wenn er trifft, kann er sich in das Unglück seines Kollegen bestens einfühlen, wenn er den Ball verschießt, in dessen Glücksgefühl.

Kurt Steinmann studierte Klassische Philologie und Germanistik. Seit den 70er Jahren übersetzt er Werke der griechischen und römischen Antike. Vielgerühmt ist insbesondere seine Neuübersetzung von Homers «Odyssee» (2007, Manesse Verlag).



Augenblick der Allmacht.

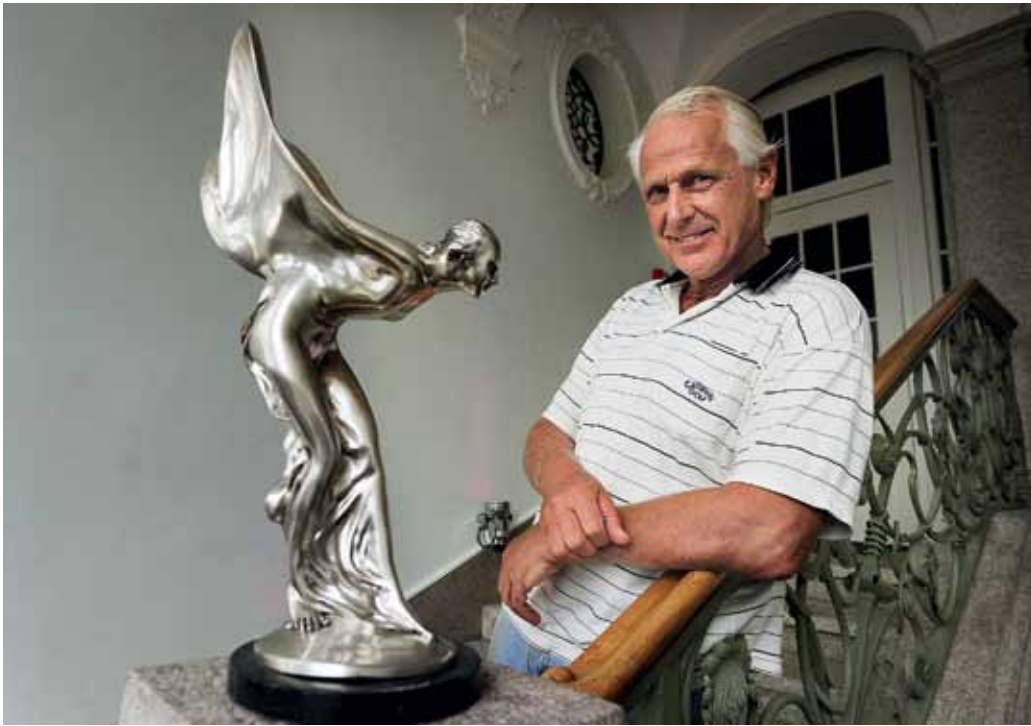


Uraltes Ritual von Jäger und Gejagtem.

Partei als ungerecht kurz festgelegt und wie im Flug dahinzurasen. Und selbst in extremis stirbt die Hoffnung nicht, erinnern sie sich doch an Spiele, die im allerletzten Augenblick eine dramatische Peripetie zum Guten genommen haben: Sheringhams und Solskjaers Tore in der 91. beziehungsweise 93. Minute im Champions-League-Finale 1999 im Camp Nou zum Sieg von Manchester United über Bayern München sind als Urbilder unverhofften Umschlags einer Katastrophe in Glückseligkeit

Überall dabei sein

Eröffnung der Art Basel; Brunch im Hürlimann-Schloss; Besitzerwechsel in der Zürcher Gastronomie. Von *Hildegard Schwaninger*



Kunst im Schloss: Architekt Schwyn.

Es ist viel los im Moment. Wegen König Fussball steht die Welt still, die Art Basel hält die Kunstfreaks in Atem. Wer auf sich hält, ist mindestens zwei Tage dort und selbstverständlich am VIP-Opening. Privatbanken und Sponsoren geben Lunches, Cocktails und Dinners, und jeder erzählt gern, wo er überall eingeladen und dabei ist. Die Überall-dabei-sein-Müßer haben Hochsaison. Dann finden auch noch die Zürcher Festspiele statt, man sollte zu «Prometheus». Nur wann? Heiss ist es auch noch, und man will an den See, also kurz: Man ist unter Dauerzeitdruck und zählt die Tage, bis man ans Meer reisen kann.

Gut besucht sind die Events trotzdem, weil jeder gern unter die Leute geht. Am Sonntag pilgerte man ins Schloss Sihlberg. Da gab es einen guten Brunch. Die ehemalige Villa der Bierbrauerfamilie Hürlimann gehört heute dem Architekten und Ökonomen **Edgar Schwyn**. Er hat die Villa 2005 zum Schleuderpreis von 7,5 Millionen Franken erstanden, sie war stark renovationsbedürftig, heute erstrahlt sie, hoch über dem Quartier Enge, in gutbürgerlicher Behäbigkeit. Der privat mit **Christine Lips**, der Witwe des Circus-Conelli-Gründers, liierte Schwyn wohnt im oberen Stock. Den ersten Stock hat er der Galeristin **Christina Scheublein** vermietet, die aus einer alten Münchner Kunsthändlerfamilie stammt. Ihre Tante **Michaela Neumeister** ist die Ehefrau des Schwei-

zer Kunst-Kosmopoliten **Simon de Pury**. Die Galerie Scheublein+Bak präsentiert den kanadischen Künstler **Edward Burtynsky**, bekannt für seine Fotografien von Industrielandschaften. Zurzeit widmet er sich dem Thema Wasser. Wie gefährdet dieses überlebensnotwendige Element in manchen Weltgegenden ist, zeigt Burtynsky in seinem Film «Watermark», der am Toronto Film Festival als bester Dokumentarfilm ausgezeichnet wurde und demnächst in die Schweizer Kinos kommt. Prädikat: sehenswert! Im Gewühl sah man den jungen Künstler



Interessante Leute: Gastgeberin Kracht.

Nikolai Winter, Sohn des Basler Society-Paares **Philippe** und **Brigitte Winter**, der auch bei Scheublein+Bak ausstellt (die Kunstsammler **Doris** und **Hans Imholz**, Reispionier, besit-

zen mehrere seiner Werke, darunter eine vakuumverpackte Dom-Pérignon-Flasche).

Dann ging man zu **Gigi Kracht**, die zu «Art in the Park» in den Garten des Hotels «Baur au Lac» einlud. Es hat Tradition, dass viele kommen; der Champagner ist gut, das Fingerfood reichlich, man trifft interessante Leute. Dreissig von Yves Kleins berühmten «Venus»-Skulpturen auf Säulen sind ausgestellt. Sie sind – en bloc – für 1,6 Millionen Franken zu kaufen. Im bevölkerten Park kamen die Werke weniger zur Geltung; man sollte spät abends hin, wenn der Park leer und die Kunstwerke beleuchtet sind.

Interessante Mutationen im Zürcher Gastgewerbe. **Michael Jupitz** ist nach einem Jahr als Restaurantchef der «Kronenhalle» nicht mehr dort. Trennung von einem Tag auf den anderen. Die Chemie habe nicht gestimmt. So muss Geschäftsführer **Andreas Wyss**, der sich schon seit einiger Zeit gerne ins Privatleben zurückziehen möchte, bleiben. Er hält die Burg, bis ein neuer Chef gefunden wird. **Verena Gerhartz**, die Nichte der legendären «Kronenhalle»-Wirtin Hulda Zumsteg, ist im Stiftungsrat des weltberühmten Restaurants, aber von der aktiven Geschäftsführung ausgeschlossen. Kürzlich sass sie in der Bar, wo seit Jahrzehnten der bewährte **Peter Roth** herrscht. Als eine ehemalige Mitarbeiterin sich ihrem Tisch näherte, meinte die sonst immer



Hält die Burg: Geschäftsführer Wyss.

zu einem Witz aufgelegte Frau Gerhartz: «Ich sage kein Wort.» Was sich daraus schliessen lässt: dass die «Kronenhalle», einzigartiger *landmark* der Stadt Zürich, nicht leicht zu regieren ist.

Das «Old Fashion», für sein Steak Tatar berühmtes Trinklokal mitten im Bankenviertel, bekommt eine neue Führung. Das Trio **Erik Haemmerli**, **Mike Gut** und **Marco Pfoster**, das den «Bederhof» und die «Fischstube» führt, gibt die «Old Fashion Bar» ab; **Frank Ebinger** von Casa del Vino übernimmt am 1. Januar 2015. Auch das Nachtlokal «Indochine» wurde neu von Frank Ebinger übernommen.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Total geschafft

Die Geschäftsfrau Ashmi Shah, 27, und der Informatiker Tuskar Patel, 30, haben kürzlich geheiratet. Vor der Zeremonie fand der eigentliche Event statt.



Juwelen und kostbare Saris: Ehepaar Shah-Patel.

Ashmi: Das Eheversprechen gaben wir uns am Sterbebett von Tuskar's Mutter. Um den Event zu feiern, warteten wir einige Trauermonate ab. Wie die meisten traditionellen indischen Hochzeiten dauerte unser Fest mehrere Tage. Wir berücksichtigten nordindische Traditionen, da wir beide aus Gujarat stammen, und wir entschieden in vielen Dingen so, wie es die geliebte Mutter gewollt hätte: Nach der *puja*, bei der sich die Familienmitglieder kennenlernen, findet am nächsten Tag die *vidhi* statt. Die Braut wird mit Farbpaste gekennzeichnet und von den älteren weiblichen Familienmitgliedern gesegnet. Dann kommt der schöne Teil: Man wird mit Juwelen und kostbaren Saris überhäuft, es handelt sich dabei um eine Art Mitgift. Die Goldklunker müssen kein wahnsinniges Design haben, was zählt, ist das Gewicht: Kommt die Frau je in eine finanzielle Notlage, kann sie das Edelmetall leicht verkaufen.

Tuskar: In der nun folgenden *mehndi*-Nacht dürfen die weiblichen Mitglieder der Familie des Bräutigams dabei sein. Das Anbringen der filigranen Hennazeichnungen auf Armen, Händen und Füßen fordert der Braut viel Geduld ab. Während das Vorprogramm für den Bräutigam weniger ausgeklügelt ist, wird die Frau Schritt für Schritt an den grossen Tag herangeführt.

Ashmi: Nach der *mehndi*-Nacht folgt das *lady sangeet*. Die jüngeren Frauen spielen Instrumente und tanzen, die älteren Frauen erteilen der Braut Ratschläge für das Eheleben. Danach folgt eine weitere Nacht, in der die Frauen tanzend und singend die verschiedenen Gottheiten gnädig zu stimmen versuchen.

Tuskar: Am eigentlichen Hochzeitstag sind die Brautleute meist total geschafft. Glücklicherweise fand die Trauung nach nordindischem Brauch in den frühen Morgenstunden statt. Ich ritt auf einem reich verzierten Elefanten zum Event. Meine wunderschön gekleidete Braut wurde von ihren Brüdern zum Altar eskortiert. Die Zeremonie dauerte stundenlang. Danach endlich: essen, trinken, mit den Gästen sprechen. Wir hatten nicht – wie nach indischer Tradition vorgesehen – Hunderte von Gästen eingeladen. Die Festivität fiel aber nicht weniger märchenhaft aus. Zudem hatten wir eine Videoshow mit Bildern meiner geliebten Mutter zusammengestellt: So war sie trotz ihrer Abwesenheit ein wichtiger Bestandteil dieses Tages.

Ashmi: Ich überraschte meinen Mann mit einer Tanzeinlage, die ich zusammen mit zwei Freundinnen einstudiert hatte: Tuska war entzückt. Seinen Gesichtsausdruck, als ich auf die Bühne trat, werde ich nie mehr vergessen. Es war der Lohn für die unglaubliche Plackerei, die diesem Tag voranging: Ich war für tausend Details, darunter auch für die Kleidung meines Mannes, zuständig.

Tuskar: Indische Hochzeiten bleiben Giga-Events, auch wenn sie wie bei uns etwas kleiner ausfallen. In den USA und in Europa werden die Hochzeiten immer grösser, und man verheddert sich dabei leicht in Details. Auch Ashmi war zeitweise ziemlich gestresst. Gottlob sprach ihr Vater ein Machtwort: Er nahm seine Tochter zur Seite und fragte, ob es möglicherweise einige unnötige Details gibt, an die sich weder wir noch unsere Gäste je erinnern werden. Wir reduzierten die Organisation sofort um die Hälfte und hielten uns am grossen Tag an einen weiteren väterlichen Ratschlag: «Wenn man sein Bestes gegeben hat, muss man den Dingen ihren Lauf lassen.»

Protokoll: Franziska K. Müller

Ameisenhaufen

Von Andreas Thiel —
Wenn Königinnen auf Sand bauen.

Ameisenkönigin Doris: So, jetzt bauen wir den ganzen Ameisenhaufen um.

Ameisenkönigin Eveline: Ja, dieser Haufen muss mal von Grund auf neu gedacht werden.

Ameisenkönig Didier: Wieso denn, meine Lieben? Gefallen euch die Tapeten nicht mehr?

Ameisenkönigin Doris: Wer will schon in einem Nadelhaufen wohnen?

Ameisenkönigin Simonetta: Zum Schutz des Waldes sollten wir auf Tannennadeln sowieso verzichten.

Ameisenkönigin Eveline: Wir bauen einen soliden Ameisenhaufen aus Sand.

Ameisenkönig Ueli: Das ist doch viel zu eng. Im Sand ist ja kein Durchkommen.

Ameisenkönigin Doris: Dann machen wir ein Verkehrskonzept mit Einbahnstrassen.

Ameisenkönigin Simonetta: Ich liebe Einbahnstrassen!

Ameisenkönig Ueli: Ihr scheint mir eher ein Flair für Holzwege zu haben.

Ameisenkönigin Simonetta: Holzwege gibt es nur in Holzhaufen.

Ameisenkönigin Eveline: Und es wird auch kein Haufen, sondern eine Düne. In Spanien hat man das schon lange.

Ameisenkönigin Doris: Ich war mal im Urlaub in einer Sandflohkolonie auf Ibiza. In einer Sandburg.

Ameisenkönigin Simonetta: Und ich kenne einen Gletscherfloh aus Zweisimmen, der war mal in Ägypten auf Kreuzfahrt mit einer Wanderdüne. Er war begeistert.

Ameisenkönig Johann: Und wo wollt ihr hier im Wald Sand finden?

Ameisenkönigin Doris: Den importieren wir.

Ameisenkönig Ueli: Und das soll nachhaltig sein?

Ameisenkönigin Simonetta: Natürlich! Der hält ja dann auch viel länger als Tannennadeln.

Ameisenkönig Alain: Ich bin ganz eurer Meinung.

Ameisenkönig Ueli: Mir wäre es lieber, die Königinnen würden sich wieder aufs Eierlegen konzentrieren.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



Landjunkers Erbe

Von Peter Rüedi

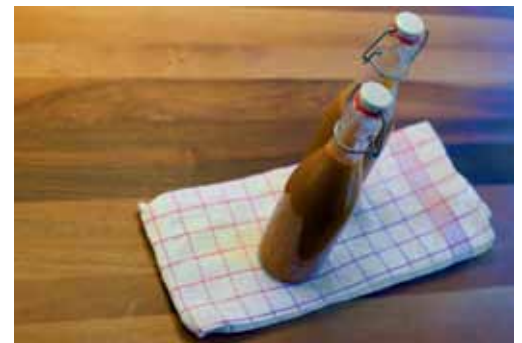


Der Mantel, den sich Johannes Meier im Herbst 2008 anziehen musste, schlotterte zu Beginn weit um seine Schultern. Er war der designierte Nachfolger seines Onkels Hans Ulrich Kesselring, und der war eine mythische Figur nicht nur des Ostschweizer Weinbaus. Hausherr im Bachtobel, einem geschichtsträchtigen Landsitz am Thurgauer Ottoberg, sah sich der Feingeist mit dem schwarzen Humor, den seine Freunde «Landjunker» nannten, selbst eher als «Landmann». Der war er, allerdings eher im Sinne der berühmten späten Ode von Hölderlin («Wie wenn am Feiertage, das Feld zu sehn / Ein Landmann geht, des Morgens» et cetera): ein einzigartiger Charakter, Analytiker ebenso wie Enthusiast und eben auch Melancholiker, hochgebildet und sich jeden Moment der Distanz bewusst zu seinen Ahnen. Er führte das Bachtobel in siebter Generation und wusste, er war der Letzte seines Namens. Als er am 6. September 2008 seinem Leben ein Ende setzte, musste Johannes Meier ins Wasser springen wie Kesselring selbst gute vierzig Jahre zuvor, als er nach dem plötzlichen Tod seines Vaters ein geplantes Studium der Chemie aufgeben und Winzer werden musste. Meier trat das schwere Erbe (namentlich die Pinots noirs aus dem Bachtobel hatten unter seinem Onkel Kultstatus erreicht) mit Takt und Geschick an, arbeitete mit dem Rebbauern Fazli Lloluni und engagierte die junge Önologin Ines Rebentrost, eine ehemalige Praktikantin Kesselrings. Seit her straft das Team alle Unken lügen, die den Niedergang des Schlossguts prophezeiten. Nun setzt es auch nach aussen ein Zeichen. Kesselring hatte drei Qualitäten Pinot produziert, die er auf den Etiketten (mit Ziffern wie von Munitionskisten) aufsteigend von No. 1 bis No. 3 nummerierte. Jetzt präsentieren Meier & Co. einen Super-Cru, den Pinot noir No. 4, einen Wein aus alten Reben und Burgunderklonen, zum Glück sehr auf Finesse und Eleganz hin vinifiziert und nicht auf Wucht und Konzentration. Fabelhaft. Grosse Pinot-Kunst. (Was mich allerdings nicht von der Treue zu meinem Liebling abbringt, dem im 800-Liter-Fass ausgebauten No. 2).

Schlossgut Bachtobel: Pinot noir No. 4 2011.
13 % Fr. 48.–, www.bachtobel.ch
Pinot noir No. 2 2012. Fr. 28.– (ebenda)

Tomate, konzentriert

Zu den Dingen, die man mit grossem geschmacklichem Gewinn besser selbst macht, gehört: Ketchup. Von David Schnapp



Rotes Gold: hausgemachtes Ketchup.

Nun gibt es wieder Tomaten, deren Geschmack sich lohnt, zu konzentrieren und konservieren. Kürzlich stiess ich im Internet auf ein Rezept, um Ketchup mit relativ geringem Aufwand selbst herzustellen und damit ein relativ grosses geschmackliches Aha-Erlebnis zu erwirken. Ketchup hat ja keinen guten Ruf, es liegt in Feinschmeckerkreisen etwa auf einer Stufe mit Coca-Cola und Snickers. Zu Unrecht, denn Ketchup ist, wenn man schöne Tomaten sorgfältig einkocht, durchaus eine gewinnbringende Beilage zu Fleisch, Grillgemüse, Bratkartoffeln, Pommes frites oder Fleisch in frittiertes, knuspriger Hülle.

Das geht so: Man nimmt 1 Kilogramm San-Marzano-Tomaten (die eierförmigen), halbiert sie der Länge nach, legt sie auf ein Blech, gibt etwas Salz und Olivenöl darüber und schmort alles 2 bis 3 Stunden bei 170 Grad im Ofen (statische Hitze). Wenn die Tomaten ganz weich sind und ziemlich viel Wasser verloren haben, püriert man sie in einem Standmixer unter Zugabe von etwas Essig (aus Rotwein, Äpfeln oder Tomaten) sowie allenfalls Wasser (bis die gewünschte Konsistenz erreicht ist). Nach dem Abschmecken mit Salz hat man ein wunderbares Tomatenkonzentrat, das nicht viel zu tun hat mit dem übersüßten Ketchup aus Quetschflaschen.

Näher am klassischen Geschmack, aber aromatisch vielschichtiger und auch aufwendiger in der Herstellung ist das Ketchup, das ich nach

einem Rezept von Jamie Oliver herstelle. Dafür nehme ich 1 Kilogramm Ochsenherztomaten. Zuvor braucht es 1 Schalotte, 1/2 Fenchelknolle, 1 Stange Sellerie, 1 Stück Ingwer, 2 Knoblauchzehen (alles geschält, geputzt, gewürfelt), 1/2 gehackte Chilischote ohne Samen, gehackte Stängel von einem Bund Basilikum (Blätter für später in kaltem Wasser aufheben), 1 EL Koriandersamen, 2 Nelken; alles in reichlich Olivenöl bei mittlerem Feuer 15 Minuten andünsten, immer umrühren, dann salzen und pfeffern.

Die Tomaten und 350 ml Wasser zugeben und langsam auf die Hälfte einkochen (dauert etwa 2 Stunden). Jetzt die Basilikumblätter ausdrücken, untermischen und alles fein pürieren. Zweimal durch ein Sieb streichen (geht am besten mit Hilfe eines Suppenschöpföffels). Nun 70 g braunen Zucker und 200 ml Rotweinessig mit dem Püree in einem sauberen Topf mischen und alles nochmals reduzieren, bis es die dickflüssige Konsistenz von Ketchup hat. Das dauert weitere eineinhalb Stunden und spritzt unangenehm, da die Masse durch den steigenden Zuckergehalt sehr heiss wird. Das Resultat dieser Bemühungen schmeckt komplex-süsssauer. Man sollte dieses rote Gold in sterilisierte Flaschen geben und in den Kühlschrank stellen, aus dem man es öfter hervorholen wird, als man es vielleicht als Feinschmecker sonst mit Ketchup tun würde. Nun kann man ja dazu auch eine Cola trinken.



Auto

Eine Art Orchester

Der Lamborghini Aventador als Roadster ist ein Supersportwagen, der sich als Musikinstrument fahren lässt. Von David Schnapp

Aufmerksame Leser erinnern sich, von diesem Auto habe ich schon einmal erzählt (*Weltwoche* Nr. 36/12). Mittlerweile gibt es den Lamborghini Aventador auch als Roadster. Das ist ein Ereignis, das ich nicht verpassen wollte. Nachdem ich ein-, zweihundert Kilometer gefahren war und anfang, dem Auto zu vertrauen, dachte ich, dass nun die Zeit gekommen sein könnte, das Dach zu demontieren. Lamborghini hat hier einen eigenwilligen, aber klugen Ansatz gewählt, das Dach besteht aus zwei Hälften, jede bloss sechs Kilogramm schwer und aus Hightech-Material gefertigt (u.a. Kar-

bonfasern). Durch die festen Dachelemente konnten Form und Steifigkeit erhalten werden, und es ist keine zusätzliche Mechanik notwendig, um das Dach zu öffnen und zu schliessen.

Ich hatte etwas Angst davor, das Ding auseinanderzunehmen, man weiss ja nicht, ob man es wieder zusammenbekommt, und das Verstauen im kleinen Frontgepäckabteil wirkte wenig vertrauenserweckend. Die Konstruktion ist aber einigermaßen tubelischer und mit etwas Geschick schnell verstaut (und noch schneller wieder montiert, wenn es plötzlich regnet).

Die Form ist Gewalt

Ohne Dach wird der Aventador zum Musikinstrument. Natürlich kann man auch die Scheiben unten lassen und das Heckfensterchen versenken, um das Motorenorchester besser zu hören. Aber erst, wenn alles geöffnet ist, zeigt es, was es kann. Die Melodien bestimmt der Fahrer, im zweiten Gang bis 3000 Umdrehungen singt die Maschine hoch und leicht atonal, bei über 3000 Umdrehungen ist es dann, als käme eine ganze Sektion Tubas und Pauken dazu, der Klang wird voll und voluminös.

Während ich über den Albulapass ins Engadin fuhr, wo es schön war und nicht viel Verkehr hatte, versuchte ich herauszufinden, welche Klangfolgen zu spielen sind. Beim Runterschalten etwa das «Wuhuhu» im dritten Gang, wie aus einer grossen Orgelpfeife, und dann das metallische «Wihhi» im zweiten. Man kann sagen, das sei kindisch, ich sehe das auch so. Aber ich wollte doch nur spielen, und es gibt nicht viel schönere Männerspielzeuge als dieses hier – diese Metall, Karbon und Kunststoff gewordene Fantasie eines Superhelden-Fans, der ein Auto zeichnen durfte.

Der Aventador versucht nicht, die im Übermass vorhandene Kraft in fließende Linien, organische Formen oder sonst ein politisch korrektes Kleid zu hüllen. Die Form ist Gewalt, aber elegant. Wie das Schwert eines Samurai, wenn ein Meister es führt.

Je nach Gang, Geschwindigkeit und Drehzahl bietet der Zwölfzylinder-Saugmotor ein erstaunliches Klangfarbenspektrum, eine Art Symphonie von *sounds of speed*. 700 PS bei 8250 U/min leistet das 6,5-Liter-Aggregat, das dem Prinzip «Hubraum statt Turbo» folgt: Kraft durch Masse. Das Ergebnis: Beschleunigung, Beschleunigung, Beschleunigung. Man könnte auch schnell fahren mit dem Auto, bis 350 km/h. Aber das schien mir aus musikalischen Gründen nicht so interessant, zwischen 80 und, sagen wir, 180 km/h spielt die Musik.

Lamborghini Aventador LP 700-4 Roadster

Leistung: 700 PS, Hubraum: 6498 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 350 km/h
Preis: 480 000 Franken





«Frei von Abgründen?»: Hacke, 58, Bestsellerautor und Kolumnist.

MvH trifft

Axel Hacke

Von Mark van Huisseling — Unser Kolumnist will wissen, ob sein Kollege so grossen Erfolg hat, weil oder obwohl er so nett ist.

Sie geben ein Interview, kurz bevor Sie auftreten [es ist 19 Uhr, um 20 Uhr beginnt seine Lesung im «Kaufleuten»]. Und entscheiden mit kurzem Vorlauf, was Sie lesen – Sie sind ein Bühnentier?» – «Ja, ich mach schon gerne Lesungen. Und dass ich mir das vorher nicht überlege, hat damit zu tun, dass man selber so 'ne gewisse Spannung braucht. Damit ich mich nicht langweilen muss. Ausserdem ist es ja immer anders, jede Stadt ist ein bisschen anders, jedes Publikum.» (Vor Zürich war er in Konstanz.) «Von Kolumnisten, Schriftstellern hat man eigentlich ein anderes Bild: Sitzen in einem Zimmer und brüten über Ideen, sind wenig Live-Show-affin ...» – «Ja, ich hab das nicht gewusst, das hat sich so entwickelt. Ich hab mit Lesungen angefangen vor 25 Jahren, wie jeder andere auch, mit einem Buch vorm Gesicht, sehr vorsichtig ... Irgendwann hab ich gemerkt, was man alles machen kann, was man für Möglichkeiten hat. In Deutschland

ist es ja so, dass Autoren sich oft wahnsinnig wichtig nehmen, und die mögen das Publikum eigentlich auch nicht. Und das mag ich ja überhaupt nicht, weil die Leute Geld bezahlt haben, ihre Zeit zur Verfügung stellen und Anspruch darauf haben, dass man was liefert.»

Axel Hacke, 58, ist «einer der bekanntesten Schriftsteller Deutschlands» (*Spiegel*); er war Sportjournalist, «jetzt ist er Bestsellerautor im Bereich Humor und Lebensart» (*NZZ am Sonntag*) respektive einer der «brillantesten und lustigsten seines Fachs» (*Annabelle*). Im Hauptberuf schreibt er Bücher («Der weisse Neger Wumbaba» oder «Oberst von Huhn bittet zu Tisch») sowie Kolumnen (*Süddeutsche Zeitung Magazin*). Sein neuestes Buch, das er zurzeit vorstellt, heisst «Fussballgefühle» (Verlag Antje Kunstmann). Hier noch der Haftungsausschluss: Ich bin bekannt mit Freunden von ihm, und er schrieb vor Jahren (bevor ich MvH beziehungsweise ein bisschen bekannt war),

bei der *Weltwoche* hätten sie einen lustigen Kolumnisten, der nur über Leute aus der Welt der Berühmtheiten, der Mode oder des Stils und so schreibe. Er lebt mit seiner Frau, die nicht Paola heisst (wie in der Kolumne im *Magazin der Süddeutschen*), und zwei Söhnen in München.

«Sind Sie eigentlich so, wie Sie sich in der Kolumne darstellen, oder ist das eine Bühnenpersönlichkeit?» – «Also, ich bin schon sehr so, wie das in den Kolumnen, ähm, ist. Ich behaupte zwar immer, dass es anders ist, ich sage, es sei so eine Art Parallelexistenz, aber das gilt eigentlich nur für die anderen Personen, die darin vorkommen.» – «Dann sind Sie, in meinen Augen, liebenswert und gewissenhaft, aber nicht sehr *sharp*. Und frei von Abgründen ... Eigentlich ein Lieber.» – «Hhm, haha, welcher Mensch ist frei von Abgründen? Ich stell halt einfach die Abgründe nicht so aus. Aber ich will, zum Beispiel, auch wenn ich satirisch schreib, niemanden verletzen. Ich denke schon, dass es einen Wert hat, so 'ne gewisse Freundlichkeit zu haben, etwas den Menschen Zugewandtes, meinetwegen auch Netties.» – «Und Ihre Frau ist smarter als Sie; weiss, wie's geht.» – «Das ist auch so. Wenn ich noch darüber nachdenke, wie man ein Problem lösen könnte, hat sie es schon gelöst, in der Regel. Die ist da sehr *fix*.» – «Auch Ihr Fussballbuch, Sie bezeichnen sich als «Fussballfreund», nicht als «Fan», ist in Ihrem temperierten Stil geschrieben, weit weg von einer kämpferischen, voreingenommenen Haltung.» – «Ja, ich will niemanden davon überzeugen, dass er unbedingt den Fussball lieben muss. Ich bin kein Kämpfer, der für irgendetwas kämpft. Ausser vielleicht, dass man die Dinge differenziert sehen muss. Das Fussballbuch ist eines der persönlichsten Bücher überhaupt, die ich geschrieben hab, und übrigens auch eins der Bücher, die ich am meisten mag. Es ist schon sehr genau so, wie ich sein möchte, und wie ich schreiben möchte.»

«Sie verkaufen sehr gut.» – «Gott sei Dank, ja. Es geht nicht bei jedem Buch gleich, beim Fussballbuch sind die Auflagen nicht so riesig wie bei den sehr komischen Büchern, zum Beispiel dem «Kleinen Erziehungsberater.»» – «Bücher innerhalb der Bandbreite des Angenehmen verkaufen sich besser als harte Bücher – ist Ihre Nettigkeit auch Marketing?» – «Darüber denk ich nicht nach, ich mache sehr genau das, was ich machen möchte.» – «Möchten Sie auch mal böse sein, in Ihren Texten oder im Leben?» – «Möchte ich nicht, ich bin ganz zufrieden, wo ich bin. Aber wenn Sie so sind und schreiben wie ich, werden Sie natürlich nie in den Feuilletons gross rezipiert wie die schwarzgekleideten, finsternen Gesellen. Das tut mir schon manchmal ein bisschen weh. Weil ich der Meinung bin, dass ich nicht so ganz schlecht und unreflektiert schreibe.»

Sein liebstes Restaurant: «Mein Lieblingsrestaurant wirklich oder mein Lieblingsrestaurant in der Schweiz?» «Schlosswirtschaft Wildenwart», Frasdorf, Deutschland, Telefon +49 8051 2756.

	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14										15			16	
17				18										
		19	20								21			
22	23				24	25		26						
27					28						29	30		31
			32	33						34	35			
36		37					38	39					40	
41										42				
43							44					45		
46										47				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Einer wie Lucky Luciano

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Flott und flüssig dargeboten, überflüssig, mehr zu sagen. 8 Gehört zur Familie der Grammy-, Academy- und Tony-Awards. 11 Der mit transatlantischen Connections zum BND. 12 Heimelig, solch hölzerner Skelettbau, so etwa im Thurgau. 14 Blicken, wie um das Gegenüber mit Blicken zu ersticken. 15 Geschwollen, wie es Franzosen wollen. 17 Essen? Muss man in den USA vergessen. 18 Sie steht im Gegensatz zur Typografie. 19 Wo es bergauf geht, sucht man sie vergebens. 21 Er ersetzt die Hefe, sie auch. 22 In vielen Religionen ein standhafter Bekannter. 24 Was an einen Kampfjet erinnern mag, macht genau besehen krank. 27 Musikalischer Niederländer, der gern die erste Geige spielt. 28 Solche Menschen sind vertrauenselig und verdreht. 29 Manche sind leider so, andern geht's so. 32 Das körperliche Merkmal ist schnell bemerkbar. 34 In der Gemeinde gemeinsam gemurmelte Zustimmung. 36 Vögel können es, Sportler auch. 38 Die Webspinne mit dem Biss wie eine Wespe. 41 Anpflanzungen, teils tropisch und gigantisch. 42 Aller Anfang ist immer auch dies. 43 So ein Bundesrat wie Adolf Ogi. 44 Zeichen aus dem Reich der Germanen. 45 Womit Optima Konkurrent des VW Passat ist. 46 Auslöser: ein Bakterium, das sich ohne Sauerstoff besonders gut vermehrt. 47 Dem Knecht Ruprecht sind sie immer recht, das steht fest.

Senkrecht — 1 Album "4" besagt hier, dass es von ihr ist. 2 Kalte Köstlichkeit in Mürbe-teig. 3 Er kommt aus dem einstigen Zweistromland. 4 Die Strasse von dort mit Blick auf den Sinai. 5 Nach dem Tun liegen nur Teile herum. 6 Folgen sie auf Ratten, gleichen sie Spitzmäusen. 7 Wegen dieses Falles wird für manche vieles komplizierter. 8 Schweinisch, was andersherum zu Wein verarbeitet wird. 9 Steuerung der Zielerreichung. 10 Garant für störungsfreie Verbindungen. 11 Was später dann Zar, war im Ursprung er. 13 Sinnbildlich blüht die Verwegenheit in dem des Erfolgs. 16 Ohne Tücke, dafür mit List kommen wir ihr nahe. 20 Ob entzückend oder erdrückend, sie prägen fraglos Städte. 23 Ihr sei Dank fliegen wir im Hubschrauber. 25 Der der Kokosnuss, Monty Python lässt grüssen. 26 Ein Zahlwort, das bei manchem mit Liebe zu tun hat. 28 Rund um die Welt mit ihr & Mike - vor vierzig Jahren. 30 Ist halt so, dass alles nur so zu gebrauchen ist. 31 Er regiert nicht die Welt, aber immerhin Oman. 33 John, berühmter Sir mit vielen Brillen und andern Grillen. 35 Er verstärkt Mikrowellen, sie mustert Holz. 36 Ziemlich spät aber noch ok. 37 Das merkantile Abkommen ist für Schweizer fast schon lustig. 39 Er sorgt dafür, dass alles Wichtige herauskommt. 40 Ergibt sich, wenn betrunkenere Ire über sein Land redet.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 372

	A	R	B	E	I	T		R		T	A	H	A	A
S	T	O	E	R		A	H	A	B		P	A	K	T
T	E	E	E	I		R	A	T	E	S	P	I	E	L
O		B	R	E	N	N	W	E	I	T	E		L	A
A	B	I	S		Y		A	N	F	A	N	G	E	N
	H				L	O	R	D		U	R	Z	E	I
R	U	M	A	E	N	E		O	S	T	E	N		E
	T	O	S	I		A	P	I	S		L	I	E	N
P	A	R	T	E	I	L	O	S		E	L	E	N	
U	N	G	E	R	N		R	E	G	I	E	R	E	N
L		E	R	N	E	U	T		I	R	R	E	R	
S	E	N	N		S		E	G	G	E		N	O	N

Waagrecht — 1 ARBEIT 7 TAHAA 12 STOER
13 AHAB 16 PAKT 17 TEEEI 18 RATESPIEL
20 BRENNWEITE 22 LA 23 (ar-) ABIS (-ch)
25 ANFANGEN 27 LORD (engl. auch f. Gott)
29 URZEIT 30 RUMAENE 33 OSTEN 34 TOSI
(sito, it. f. Website) 35 APIS 37 (Ju-) LIEN (-ne)
39 PARTEILOS 41 ELEN 42 UNGERN
43 REGIEREN 45 ERNEUT 46 IRRER 47 SENN
48 EGGE 49 NON (franz. f. nein)

Senkrecht — 1 ATE (port. f. sogar) 2 ROEBI
(schweiz. Spitzname für Robert) 3 BEERS (engl.
f. Biere) 4 ERIE 5 TARN 6 GRATEN 8 APPENZEL-
LER 9 HAI 10 AKELEI 11 ATLANTEN 12 STOA
(griech. Philosophenschule) 14 HAWAD
15 BEIFUSS 19 START 21 NYON (hiess wäh-
rend Berner Herrschaft auch Neuss)
24 BHUTAN 26 GENIEREN 27 LEIERN
28 REAL 31 MORGEN 32 (Herbst-) ASTERN
33 OISE 36 PORTE (franz. f. Tür) 38 ENERO
(span. f. Januar, Hartung ist alter dt. Name f.
Januar) 39 PULS 40 INES 41 EIRE (irisch f.
Irland) 44 GIG

Lösungswort — **REPRESSALIEN**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

BMW ConnectedDrive
Vernetzt, um frei zu sein.

BMW 5er
Limousine

www.bmw.ch



Freude am Fahren



BESSER ANKOMMEN.

DIE BMW 5er LIMOUSINE. JETZT PROBE FAHREN.

Präziser, vernetzender und visionärer: Entdecken Sie auf einer Probefahrt, wie Sie mit der BMW 5er Limousine mit BMW ConnectedDrive besser ankommen denn je. Nicht nur am Ziel. Mehr Informationen erhalten Sie bei Ihrem BMW Partner und unter www.bmw.ch